1906. 105.

Phantasmion.

Neuere

Erzählungen, Novellen, Sagen, Märchen und Bilder.

Von

Chr. Kuffner.

Wien, 1839.

Verlag von Mich. Schmidl's Witwe und Jgn. Klang.

Ex
Bibliotheca
Berolinensi

LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C. H. BEYER & Cp.

Gedruckt bei J. P. Bellinger.

Inhalt.

Die Verwünschung des Kehama 1
Der himmelblaue Domino 22
Marco, der Bandit 99
Die Macht des Gebetes 111
Der Tochtermörder 129
Zillah 153

Die
Verwünschung des Kehama.

Indische Sage.

Vorwort.

Der Stoff dieser indischen Mythe ist dem Gedichte „the curse of kehama," von Robert Southey, nachgebildet, doch mit jener Freiheit, welche durch die Verschiedenheit in der Darstellungsweise eines romantischen Epos und einer prosaischen Erzählung bedingt wird. Diese Dichtung gründet sich auf den, unter den Hindus herrschenden Wahn, daß dem Gebet, verbunden mit Büßungen und Opfern, eine Kraft inwohne, welche, ohne Rücksicht auf den guten oder bösen Zweck des Betenden, die Götter zur Gewährung der Bitte zwinge. Southey selbst nennt solche Gebete gleichsam auf die Götter ausgestellte Wechsel, deren Zah-

dirung diese nicht verweigern können, wodurch denn der Frevler eine Macht erlange, die ihn selbst den Göttern furchtbar mache.

Mitternacht war's, und noch hatte der Schlaf kein Auge geschlossen in Indiens Königsstadt. Ihre Strassen glänzten von einem Lichte, welches den Himmel zu entzünden schien, und Myriaden Menschen schwärmten, sich drängend, auf allen Wegen einher, Herr und Sclave, Greis und Kind, voll Begierde zu schauen und anzustaunen.

Die Giebel der Häuser und die Balkone sind angefüllt mit Frauen, die ihre Schleier zurückschlagen, um die unersättliche Schaulust am vorüber wallenden Leichenzuge zu befriedigen, als wäre die Trauerfeier ihnen eine Scene der Freude und des Vergnügens.

Vergebens giessen die blinkenden Himmelslichter der Nacht ihre matten Strahlen zur Erde hernieder, sie verlieren sich in dem unendlichen Glanze, welcher selbst das grosse Sonnenauge des Mittags besiegen würde. Auch der Mond strömt nur unwirksame Strahlen von seiner Himmelsbahn, denn zehntausend Fackeln lodern und flammen durch das mitternächtliche Dunkel, und verlöschen das Sternenlicht mit einem ungeheuren Glanzmeere. Wolken von Wohlgerüchen steigen zum rothen Himmel empor und schweben in der Höhe wie ein dunkel wogender Baldachin.

Nun dröhnt die Leichenposaune: Grabgesänge hallen. Auf einmal beginnen zehntausend Trommeln und Pauken, die wie ein Donnerschlag das Ohr treffen; zehntausend Stimmen vereinigen sich damit und ergießen dumpflärmend ihre wilde Trauer. Der Preisgesang wird von dem betäubenden Getöse erstickt. Weder das Dröhnen der Posaunen, noch das Aechzen der Wehklagenden wird mehr gehört, obschon Posaunen und Todesgesang sich vereinigen, das Leichengeheul anzuschwellen. Ueber Alles erhebt sich der einstimmige Zuruf der zahllosen Menge, der hallende und wiederhallende Name: „Arvalan! Arvalan!“ — Tausend Stimmen rufen mit Einem Tone: „Arvalan!“ — Der Alles überwältigende Schall ringt sich, vielfach wiederholt, von Haus zu Haus, und rollt von Thurm zu Thurm.

Langsam wallt der Leichenpomp dahin. Vom Fackellicht beschienen, erglänzen die kahlen Häupter der Braminen, die, ihre Todtengesänge anstimmend, den Zug eröffnen. Plötzlich erschallt wieder der Ruf: „Arvalan!“ tausendstimmig und vom Echo vielfach wiederholt.

Was donnert ihr ihm vergebens seinen Namen in's Ohr? Wollt ihr den Todten erwecken? —

Auf hohem Leichenbette getragen, erscheint Arvalan. Glühendes Roth liegt auf seinem Antlitz; es ist der Wiederschein von dem purpurnen Baldachin über ihm. Er bewegt sich, er nickt mit dem Haupte; die Bewegung kommt aber von dem Dahinschreiten der Träger, wodurch der Leichnam, in hoher Pracht em-

vorgehalten, durch die Gewalt seiner eigenen todten Last hin und her schwankt.

Dicht hinter dem todten Sohne wandelt Kehama; er stimmt nicht ein in den Todtengesang; er ruft den theuern Namen nicht. Im Trauerkleide schreitet er dahin mit gesenktem Haupte, die Arme über die Brust gefaltet, schweigend und in Gedanken verloren. Beklagenswerther Fürst! Neidlos blicken seine Sclaven nun auf ihren unglücklichen Gebieter; freudig erblicken sie das Elend des mächtigen Rajah, denn die Natur hat in ihrem Stolze den Todesstreich geführt, und den Beherrscher der Menschen kennen gelehrt, daß er selbst ein Mensch sei, nicht ausgenommen von Leid und Schmerz.

Erbarmungswürdiger Anblick! Arvalan's Frauen, Asla und Neallmy, jung und schön, erscheinen im weißen Witwenkleide, von Gold und Edelsteinen glänzend, wie Königinnen des Morgenlandes. Verwandte und Freunde umgeben die Sänfte, wie bei einem Hochzeitfeste, mit Musik, Gesang und Tanz, ach Opfertanz und Todesgesang! Den unglücklichen Schlachtopfern folgt eine lange Reihe von Sclaven, die, reich geschmückt zur Feier des unseligen Tages, ihrem Tode entgegen gehen. Der heiligen Dromete aufregender Hauch lüftet die fließenden Falten ihrer Kleider und schwellt das eingewebte Gold, welches auf der bewegten Luft zittert, und im Schimmer der Fackeln flimmert.

Nun kommt ein Mann und ein Mädchen; bleich und verwildert gehen sie neben einander. Zu beiden

Seiten schreiten bewachende Bogenschützen. Armer Vater! Unglückliches Kind! Die Augen der unzähligen Menge ruhen auf ihnen, wie fragend: „Ist dieser jener Verwegene, der seine Hand gegen Arvalan erhob? Ist er der Unglückliche, verurtheilt, Kehama's furchtbaren Zorn zu empfinden?" — Dann beklagen ihn alle Herzen der unzähligen Menge, denn es schlägt unter allen diesen Herzen nicht Eines, welches den Todten liebte. Wer konnte denn wissen, welches schwere Unrecht den Unglücklichen dahingerissen hatte, den Todesstreich der Verzweiflung zu führen? —

In den tiefsten Hintergrund zurück, tiefer als ein Auge reichen kann, strömt der Glanz der Fackelreihen, eine unübersehbare Reihe hingleitenden Lichtschimmers, und weit zurück wogt ein verworrenes dumpfes Tosen von Hörnern, Drometen und Trommeln, unaufhörlich wie das Brausen von Strömen, die über ein Wintergebirg herabstürzen, und lauter als das furchtbare Toben sturmbewegter Wogen am Felsenufer, wenn die Winde über die Fluthen dahin rasen, und die See im Aufruhr des Ungewitters tobt.

Jetzt wallt der Zug zum Ufer des Flusses, dessen Gewässer tief und gewaltig dahinströmt. Hier zeigt sich der Scheiterhaufen, hoch aufgethürmt von köstlichem Sandelholz, mit Myrrhen und Ambra bestreuet. Hier verstummt die Musik und jede Wehklage; die Bahre wird sanft niedergestellt. Man benetzt Arvalan's Gesicht; die darauf gesprengten Tropfen erwecken kein Lebenszeichen. Man belastet seine Brust; es regt sich nichts in

ihr. Man betastet seine Lippen; sie sind ohne Hauch. Da ertönen von neuem die dumpfen Paukenschläge und der tiefe Posaunenschall, und mit dem letzten, lautesten Wehgeschrei wird Arvalan's Name nochmal ausgerufen.

Anblick voll Entsetzen! Schon besteigt die schöne Asla den Scheiterhaufen. Ruhig nimmt sie ihren Sitz ein; ruhig überblickt sie alle Schrecken des Trauerpompes, indem man das Haupt des todten Arvalan auf ihren Schooß legt. Und, ach! die arme, junge Nealliny! Schon wird ihr aller Schmuck abgenommen, Armbänder, Ringe, Ketten und Gürtel; nur den Tali*) läßt man an ihrem Nacken hangen. Zuletzt setzt man ihr den Blumenkranz des Todes auf das schwarzgelockte Haupt, ach, ein Anblick zum Erbarmen! Niemand vermag ihr Wehgeschrei zu hören, denn das mißtönige Lärmen und Heulen verschlingt jeden andern Ton, aber in ihrem Antlitze sind die Mienen des Todeskampfes und des Flehens um Hülfe zu sehen, in [illegible] schwellenden Kehle die Anstrengung, die mit vergeblichem Bemühen nach Leben ringt. Vergebens ist's, daß sie die Arme jetzt in fruchtlosem Kampfe zusammenzieht, jetzt die hoch emporgehobenen der Menge um Mitleid en-

*) Der Tali ist ein in einen Knoten geschlungenes Band an dem ein goldener Kopf hängt. Der Bräutigam schlingt es bei der Vermählungsfeier um den Nacken der Braut; erst von diesem Augenblicke an ist die Ehe unzertrennlich geschlossen.

gegenstreckt; man drängt sie zurück, man bindet sie an den Todten.

Nun weicht Alles rings umher zurück, nur die Braminen umstehen im Kreise den Scheiterhaufen; jeder hält eine Fackel in der Hand. Vor schreitet Rehama, der Vater des Todten, und zündet den Holzstoß an. Zugleich neigen sich jetzt auf allen Seiten die entflammenden Fackeln; auf allen Seiten wird duftendes Oel ausgegossen, und plötzlich lodern die Flammen auf allen Seiten zugleich empor; dann hüpft und springt die Schaar der Schlachtopfer in wildem Tanze um das Todesfeuer; ihr fliegendes Haar flattert in die Gluth hinein. Sie drehen sich im wirbelnden Taumel rund umher; die Einen sinken in das Feuer, die Andern stürzen sich hinein. Dabei tobt und schallt unaufhörlich das allüberwältigende Getöse der Pauken und Drometen, vermischt mit dem Händeklatschen und dem Geschrei, welches die Menge erhebt, indem die tanzenden Schaaren rundum in schwindelnden Wirbelkreisen berauscht schwanken und taumeln, bis Einer nach dem Andern, von den Flammen ergriffen, in die Glut fällt.

Nun hat das verschlingende Feuer Alle verzehrt; das Getöse der Pauken und Drometen schweigt. In stummem Erstaunen steht die Menge; tiefe Stille herrscht rings umher; nur das gräßliche Prasseln der Flammen wird gehört.

2.

Kehama allein schritt nun empor zum Leichenbette des Sohnes, dem er, Honig und Reis ausströmend, ein Todtenopfer brachte; dann rief er mit dumpfer, schmerzvoller Stimme den Geist des Verstorbenen. Und siehe! Arvalan's Geist erscheint. Nur Kehama's Scharfblick vermochte die luftige Schattengestalt zu sehen, nur sein Ohr vermochte den leisen Hauch der Stimme zu vernehmen.

»Und ist dieß Alles," flüsterte der trauernde Geist, »was du mir nach dem Tode zu gewähren vermagst? Dieser nichtige Leichenpomp, dieses leere Schaugepränge, welches des Todten spottet!" —

Mit tiefem Schmerz vernahm der Rajah diese Worte. Er ächzte, schlug sich die Brust, und verhüllte das Angesicht mit dem weißen Trauergewande. Arvalan sprach:

»Bist du der Mächtige, gleich einem Gott? Muß ich die Zeit meiner Wanderjahre hindurch nackt und schaudernd im Elementenkampf, in unaussprechlichem Elende der Stunde harren, da Yamen's *) Zorn mich treffen wird? Von dir erwartete ich, du würdest mir, unsterblich wie ich bin, eine neue Körperhülle zur Wohnung schaffen, ja, mich neu gestalten. — Vater! ist dieß nun Alles? Dieß Alles? Und du — du bist der Mächtige!" —

*) Yamen, Fürst der Hölle und Richter der Todten.

In dieser Bitterkeit kränkender Vorwürfe fand Kehama einige Linderung seines Schmerzes; der auflodernde Zorn unterdrückte seinen Gram. „Wag' es nicht," rief er, „mir Vorwürfe zu machen! Hat nicht meine Zauberkraft dich gesichert vor Krankheit, Feuer und Schwert, und vor allen Zufällen, welche den Menschen verderblich treffen? Und du, o Thor, du konntest zu Grunde gehen durch den Schlag eines Knüttels, geschwungen vom Arm eines Bauers, eben jetzt, da ich vom widerstrebenden Himmel neue, mächtigere Gaben erzwingend, die Macht des Todesgottes so bald gehemmt hätte?" —

„Verschwende nicht deinen Zorn an mir," sagte Arvalan, „es war die Stunde meiner sträflichen Verkehrtheit. Das Schicksal siegte, und nicht frommt es nun, mich zu schelten, daß ich fiel. Ich bin im Elend, Vater! Andere Seelen, bestimmt für Indra's *) Himmel, genießen das Licht der Seligkeit; milde Elemente gewähren ihnen unzählige Freuden, die Sonne verklärt ihr glückliches Daseyn mit unendlicher Wonne, und alle Sterne strömen ihre wohlthätigsten Einflüsse auf sie. So schweben sie freudig über die Erde dahin, und durchwallen das Reich der Lüfte. Ist die Zahl ihrer Tage voll, dann erscheinen sie furchtlos vor dem erhabenen Thron. Mich aber, neuerdings eingekerkert in einen nackten Körper, und begabt mit Sinnen, die nur für das Gefühl des Bösen und der Leiden aller Art

*) Indra, der Gott des Elements.

empfänglich sind — welches schreckliche Loos kann mich in Namens Hölle treffen? — Wenn du, o Vater, mich je geliebt hast, so erbarme dich meiner, und rette mich! Du kannst es; die Elemente kennen dich und gehorchen deiner Stimme." —

Kehama. Nicht länger sollen die Elemente dich quälen: selbst in diesem Augenblick, da ich mit dir spreche, fühlst du, daß ihre Macht verschwunden ist. Sei ohne Furcht! Die Vergangenheit kann ich nicht zurückrufen, denn sie ist des Schicksals Eigenthum geworden; die Zukunft aber muß das Schicksal mir überlassen, und nicht Namens Wille, sondern der meinige soll dein Loos bestimmen. Indeß verleihe ich dir alle Macht, deren dein schwacher Geist theilhaft zu werden vermag. Weißt du sonst noch ein Mittel, dein hartes Loos zu mildern?

Arvalan. Nur die Rache. Gewähre sie mir! Rache, volle, schwere Rache! Nicht der Todesstreich plötzlicher Strafe, nicht der Todeskampf, der sich selbst vernichtet, und sein Schlachtopfer endlich in Ruhe vergehen läßt, — nein! eine rastlos fortwährende Rache!

Kehama. Ist dieser Becher dir so süß? Du sollst ihn haben, voll bis an den Rand! —

3.

Indem Kehama also sprach, entflammte die Gluth des furchtbarsten Stolzes seine Wangen. Hastig und zürnend stieg er den Holzstoß hinan, erhob, Stillschweigen gebietend seine Hand, und rief: »Führt den Mörder hierher!« —

Dem Befehle gehorsam, erschien sogleich Ladurlad, ruhig, doch furchtbetäubt; Kailyal aber, seine Tochter, fuhr, als ihr Vater gerufen wurde, mit einem Schrei empor, zog sich zurück, und spähte mit ängstlich rollenden Augen, wie Hilfe suchend, umher, obschon sie wußte, daß hier keine Hilfe zu hoffen sei.

Nicht ferne von ihr, dicht am Ufer des Ganges, stand, kunstlos und ärmlich aus Holz gebildet, das Bildniß der Marriataly, der Schutzgöttin der Armen, unbeachtet von den höhern Ständen. Als Kailyal dieses Bildniß jetzt erblickte, sprang sie hastig hinzu, umschlang es inbrünstig mit beiden Armen, und bat ihre Schutzgöttin um Rettung. Sie wurde ergriffen; rauhe Männerhände zerrten und verletzten die zarten Glieder der Jungfrau; sie aber wich nicht von der Stelle, und hielt das Bildniß fest umschlungen mit der Kraft des Wahnsinnes und der Verzweiflung. Sie gab jetzt keinen Laut von sich, sie athmete nicht, sie vermochte nicht einmal ein stilles Gebet in ihrer Seele zu bilden; jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Lebenskraft vereinigte sich in dem Bemühen, das Bildniß fest umklammert zu hal-

ten. Mit steigendem Zorne bemühten sich die Männer, ziehend und zerrend, das Mädchen wegzureißen. Plötzlich schwankt das Bildniß, stürzt, und fällt in den Fluß; das Ufer weicht, und die Unheiligen, Erbarmungslosen, die ihre Beute zurückziehen wollen, stürzen mit dem Bildniß und mit der Jungfrau, die es noch immer fest umklammert hält, in die Fluthen.

„Sie ist mir entkommen (rief Kehama), du aber bist hier, dich, den größeren Verbrecher, halt' ich fest." — Bei diesen Worten heftete er seine Augen mit Ingrimm auf den unglücklichen Ladurlad. Die düsteren Züge des zornentflammten Angesichtes erschienen im Wiederschein des rothglühenden Scheiterhaufens noch gräßlicher.

Indeß fortwährend tiefe Stille herrschte, erhob Ladurlad seine Stimme, und rief: „Gnade! Gnade! Nur zur Selbstvertheidigung, nur dem Naturtriebe gehorchend, nur um mein Kind zu retten, erschlug ich, o König der Welt! deinen Sohn. Sei gnädig, o Fürst! Tödte mich, aber quäle mich nicht mit Todesmartern!" —

Der Allgewaltige würdigte den Flehenden keines Wortes; er stand schweigend, mit Verderben brütender Seele. Endlich erschollen aus seinem Munde die Worte des Entsetzens:

„Mein Zauber soll dir Schutz verschaffen,
Schutz gegen alle Todeswaffen;
Dir schade weder Holz noch Stein,
Dir schade weder Feuer noch Fluth;

Kein Schlangenbiß vergifte dein Blut;
Dich tödte keines Raubthiers Wuth!
Dich drücke nie die Last der Zeit;
Von jedem Siechthum sei befreit!
Und dennoch, Frevler, sei verflucht!
Die Erde muß gehorchen mir,
Muß jede Frucht verweigern dir;
Das Wasser, mir nur unterthan,
Wird deinem Munde nimmer nah'n;
Die Luft soll im Vorüberzieh'n
Von dir hinweg mit Abscheu flieh'n;
Kein Thau, sinkt er zur Erde nieder,
Benetze jemals deine Glieder;
Vergebens rufest du den Tod,
Dich zu befrei'n von Qual und Noth!
So lang Kehama herrscht auf Erden,
Sollst du nie frei von Leiden werden;
Des wilden Feuers Höllenschmerz
Erfülle dir Gehirn und Herz!
Nie schließe dir zu sanfter Ruh'
Ein Schlummer deine Augen zu!
Diesem Fluche sei geweiht
Von nun an in alle Ewigkeit!"

Stumm und unbeweglich, mit hängenden Armen und mit dem starren Blicke des Wahnsinnes, stand Ladurlad. „Ist's ein Traum? (so fragte sich der Unglückliche). Ich höre ja das Rauschen des Flusses, das Knistern der Flammen, das Sausen des Windes, welcher die weiße Asche der verbrannten Gebeine ringsumher verstreut." — Er blieb regungslos in derselben Stellung, als hoffe er sich zu überzeugen, Alles sei

ein Traum, und als scheue er sich, nur zu bald den Beweis von der Wirklichkeit seines Unglücks zu erkennen. Von Zeit zu Zeit begegnete sein Auge dem Auge Kehama's, welches noch immer auf ihm fest haftete. —

4.

Nun wendete sich der Rajah gegen den Scheiterhaufen, und die zahllose Menge erhob neuerdings den Todtengesang, und das Getöse der Trometen, Cymbeln und Pauken fiel ein, mit allüberwältigendem Schalle. Ladurlad fährt aus seiner Erstarrung auf, er blickt wild um sich her, als suche er unter all der Menge nur sie, die Eine, die geliebte Tochter, die holde Kailyal, sie, die ihm so manches Jahr des Witwenstandes versüßte.

Ist auch sie dahin? Ist er nun allein noch übrig, um die Last seines ewigen Fluches zu tragen, ohne ein theilnehmendes Wesen, welches ihn trösten, ihn wenigstens beweinen kann? —

Er schreitet endlich von der furchtbaren fluchbeladenen Stelle hinweg; die Menge weicht vor ihm scheu zurück, wie vor einem Verwesteten. Schon wandelt er fern vom wogenden Volksgedränge; wohin? das weiß er nicht, — nur weit, weit vom Orte des Verderbens.

Indeß erschienen am östlichen Himmel die ersten Tagesschimmer. Sieh! was zeigt sich dort auf dem

Flusse, auf den langsam dahin gleitenden Wellen, in der Ferne dunkel und undeutlich hinabschwimmend? — Der Unglückliche folgt gedankenlos dem Laufe des Stromes, und heftet, ohne zu wissen, warum? sein Auge auf den unerkannten Gegenstand. Als er aber näher kommt, entdeckt er das Aufwogen eines weiblichen Gewandes; freudig fährt er empor wie ein Grabbewohner, welcher den Ruf eines Engels vernimmt, und ruft: „Ja Marriataly, du hast dich gewürdiget, sie zu retten! Ja, sie ist's, Kailyal ist's! Bewußtlos hält sie noch immer dein Bild, o Göttin, umschlungen, durch deine rettende Macht in glücklicher Stunde auftauchend aus dem Schooße der Wellen, und von ihnen sanft emporgetragen."

Von Freude und Hoffnung dahin gerissen, stürzt Ladurlad sich hastig in den Strom. Das Gewässer, Kehama's Zauberfluch kennend, weicht von ihm zurück. Das Wunder nicht gewahrend, eilt er seine Tochter, durchschreitet die Tiefe des Strombettes in wildem Entzücken, umfaßt und rettet sein Kind. Auf einer Stelle des Ufers bildet weicher Sand eine sanfte Fläche; dorthin trägt Ladurlad seine Tochter, deren Hände, sinnlos wie sie ist, noch immer das Bildniß der rettenden Göttin fest halten. Er legt das bleiche Mädchen auf das Sandbette, stützt ihr sinkendes Haupt mit seinen Knien, beugt sich zu ihren Lippen, bleich wie der Tod, ob er noch einen Lebensathem fühle, indeß er selbst in Furcht und Hoffnung den eigenen Athem zurückhält, und legt, sie zu erwärmen, seine Hand bald auf ihre

kalte Brust, bald auf das Herz. Endlich glaubt er die erste Spur von Regung des wiederkehrenden Lebens wahrzunehmen. Er reibt ihre Füße und legt sie in die Sonne; er drückt ihre Lippen, legt nochmal die Hände auf ihre Brust, und findet nun stärkere Lebensspuren. Das Herz pocht, die Lippen beben; sie athmet, sie öffnet die Augen und schließt sie wieder, als versänke sie in Todesruhe.

So liegt sie stumm und schweigend in den Armen ihres Vaters, der sich mit unverwandten Blicken über sie hinneigt. Endlich öffnet sie die Augen, die auf seinem Gesichte verweilen, ohne einen Ausdruck von Gedanken oder Gefühlen, gleich Einer, die mit offenen Augen schläft. Nachdem Ladurlad, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, die Tochter lange betrachtet, ruft er mit bebender Stimme den Namen Kailyal. Auch sie flüstert leise das Wort: „Vater!" und erhebt, mit neu erwachendem Bewußtsein und Leben das Haupt: „Mein Vater! Du hier? Du lebst noch? So hat er uns doch verschont?"

Hoffnung und Freude glänzten bei diesen Worten in den Augen des Mädchens, Ladurlad aber schüttelte sein Haupt, und sagte mit Wehmuth: „Ach er hat einen Fluch, einen unabwendbaren Fluch auf mein Haupt gelegt, der mir Herz und Gehirn mit einem unverlöschbar brennenden Feuer erfüllt! Die Luft des Himmels darf mich nicht anhauchen, Regen und Thau darf mich nicht benetzen, das Wasser muß meines Durstes spotten, und vor mir entweichen, die Erde muß mir ihre Früchte

verweigern, kein wohlthätiger Schlummer darf mir die Augen schließen, und der Tod, der zu Allen kommt, muß mich fliehen, und darf nie, nie den armen Ladurlad von seinen Qualen befreien!"

„Es ist ein Traum (rief das Mädchen in ängstlichem Ton), ein wilder Traum! — Sie stand auf, umschlang mit beiden Armen den unglücklichen Vater, betastete seinen Mantel, hob die Augen zum Himmel, that einen Schrei des Entsetzens, und rief: „Weh mir! Er trug mich aus den Fluthen des Stromes, — und sein Kleid ist trocken!"

5.

Hoch stand die Sonne: Himmel und Erde glühten. Unter einem Cacaobaum, der seinen immer schmäler werdenden Schatten rückwärts warf, lag Ladurlad, still und bewegungslos, neben ihm Kailyal, das Antlitz auf seine Knie lehnend, um ihre thränenvollen Augen zu verbergen. Ladurlad hatte sich in die Betrachtung und Anschauung seines furchtbaren Geschickes so vertieft, daß ihm die Wirklichkeit selbst jetzt wie ein schrecklicher Traum vorkam. Sich von der Wahrheit zu überzeugen, stand er vom heißen Boden auf, schritt hastig an das Ufer, beugte sich, und tauchte einen Arm ins Wasser; dieses, Kehama's Zauber folgsam, wich vor seinem Arme zurück; der Unglückliche zog die trockene Hand aus den Fluthen, und rief mit dem Tone der Ver-

zweiflung: „Allgewaltig iſt Kehama! Luft und Waſſer kennen ſeine Macht; der Schlaf gehorcht ſeinem ſchrecklichen Gebote, und ſelbſt das Grab muß mir die Ruhe verſagen. Wiſchnu, der erhaltende Gott, kann mich nicht retten, und Schiwen, der Zerſtörende, vermag es nicht, mich in meinem Elende zu vernichten!“ —

„Läſtere nicht die Götter! (ſagte Kailyal). Auf die Himmliſchen ſtützen wir ja all' unſere Hoffnung. Schon haben ſie, die Unſterblichen, die Hilfreichen, unſer Wehgeſchrei vernommen, und in ihrer ewigen Gerechtigkeit herabgeblickt auf die dunkle Stunde unſers Elends.“ — Indem ſie dieſe Worte ſprach, leuchteten ihre Augen von Frömmigkeit und kindlicher Liebe, und ſie umſchlang mit Innigkeit das Bildniß der Schutzgöttin Marriataly. „Du warſt es (ſagte ſie), die mich aus den Fluthen des Stromes gerettet hat. Ohne deine Hilfe wäre ich jetzt nicht hier, um den Fluch zu theilen, der auf meinem Vater ruht, um zu leiden — und dir dennoch zu danken. Erhebe, o mein Vater, das Bildniß unſerer himmliſchen Retterin! Die Gewaltigen der Erde verſchmähen ſie; ſie aber iſt den Armen hold, die ihr dienen. Laß uns denn ihr Bildniß aufſtellen! Laß uns mit Mund und Herz ſegnen die Schutzgöttin, die über unſere undankbare Vernachläſſigung zürnen würde!“

Mit dieſen Worten begann Kailyal ihr frommes Werk; ſchweigend half der Vater. Sie lockerten mit Baumzweigen die Erde auf, machten eine enge Grube, ſtellten Marriataly's Bildniß hinein, und befeſtigten es mit rings umher gelegtem Sande. Als die Arbeit ver-

richtet war, betete Kailyal mit inbrünstiger Andacht: „O Marriataly! rettende, schützende Göttin! Ich flehe dich an: zürne mir nicht, daß ich dir nicht mehr, wie sonst, mit Tanz und Gesang diene! Die Blumen, mit welchen ich noch unlängst deine Stirne umwand, verwelken nun; nimmer werde ich, dich anbetend, Abends dein Bildniß festlich umtanzen, den vollen Krug auf meinem Haupte wiegend, während mein Vater, am Eingange der Schilfhütte sitzend, der frommen Feier zusah, und dich, o Göttin, segnete und auch deine Tochter. Er, der Allgewaltige, er hat uns gezwungen, die süße Heimat zu verlassen." —

Unvorsätzlich wendete Kailyal hier die Augen nach der holden Gegend ihrer Heimat; da ihr aber die hohen Dome, die Thürme und Zinnen der nahen Stadt im Glanz der Mittagssonne wie Feuer in der dunkelblauen Luft entgegen schimmerten, rief sie mit Schrecken: »Fort, mein Vater, fort aus der Nähe unsers Verfolgers, der tausend Augen hat, um uns zu erspähen, fort!" — Sie ergriff die Hand des Vaters, der sich leiten ließ, und ihr wie ein Kind folgte.

6.

Der Abend sank; sie wanderten noch immer fort, rastlos und hoffnungslos. Ohne ein Ziel ihrer Wanderung zu kennen, wußten sie nur so viel, daß sie nirgends Ruhe finden würden. Die kühlenden Abendlüft-

chen säuselten ringsumher; die spielenden Wellen schaukelten sich am Ufer. Dem Unglücklichen schien es, als spotteten sie seiner Leiden, denn die säuselnden Lüftchen kühlten ihn nicht; das Feuer der Verwünschung brannte ihm im Herzen und im Gehirn, und die Natur hatte keinen heilenden Balsam für seine Qual.

Es ward Nacht; der bleiche Mond trat in den dunkeln Himmelsraum; kein gastliches Haus war zu sehen, welches den Wanderer einlud. Verlassen und verloren, vom langen Wachen müde, legte sich der unglückliche Vater und sein unglückliches Kind in der Wüste nieder. Plötzlich erblickten sie ein hohes Bambusrohr mit einer weißen Fahne, im Nachtwinde rauschend, vor sich, ein Warnungszeichen, welches die Hindus an jenen Orten aufzustellen pflegen, wo Tiger sich einfinden, und schon mancher Wanderer das Opfer grimmiger Raubthiere geworden ward. Vater und Tochter erschracken beim Anblicke des grauenhaften Todeszeichens; die Verzweiflung ließ keinen Gedanken der Furcht aufkommen.

Ladurlad hatte nur sein Elend vor Augen, Kailyal nur den leidenden Vater, der zur Erde niedergesunken war, ohne einen Klagelaut von sich zu geben, und aus Liebe zu ihr die wüthende Qual schweigend ertrug.

Der Mond verschwand. Kailyal konnte die rothe Glut in den Augen und auf den Wangen des Greises nicht sehen. Gerne hätte sie seine brennende Wange berührt; sie fürchtete aber, ihn dadurch etwa aus seiner

Betäubung zu wecken, und neigte sich deshalb nur ängstlich vorwärts, um seinen Athem zu behorchen.

Vielleicht, so dachte sie, hat Marriataly seine Leiden, dem Zorne des bösen Rajah zum Trotz, durch einen sanften Schlummer gemildert." —

Dieser frommen Täuschung sich hingebend, wachte die holde Jungfrau mit der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte so lange, bis diese erlagen, und die wohlthätige Natur die Augenlieder der Erschöpften selbst zum Schlummer schloß, indeß Ladurlad keineswegs, wie sie glaubte, von seinen Qualen ausruhte, denn ach! der Fluch brannte unaufhörlich in seinem Gehirn. Der Nachtthau sank rings um ihn her befeuchtend zur Erde, aber das unbedeckte Haupt des Unglücklichen blieb trocken; der Nachtwind rauschte in den Zweigen der Bäume, und spielte um sein Haupt; Ladurlad hörte das Wehen, aber es berührte ihn nicht.

So lag er denn in stummer Verzweiflung, und horchte, ob sein Kind schlafe. Da erhob sich in seiner Seele der Gedanke: „Warum soll die Schuldlose die unheilbaren Qualen des Vaters theilen? Besser ist's, ich leide allein. Ich muß ihn leiden, den schrecklichen Fluch, der unvertilgbar auf mir lastet; warum aber soll das Unglück auch sie zermalmen, unnütz und ohne Zweck? Von mir getrennt, wird sie in Sicherheit leben, denn der Rajah glaubt sie todt und denkt nicht mehr an ihre Verfolgung." —

Ladurlad stand leise auf und entfernte sich, ohne daß Kailyal erwachte. Plötzlich fuhr sie empor, fand

den geliebten Vater nicht mehr an ihrer Seite, rief laut seinen Namen, und hörte, ach! die Tritte des Entfliehenden. Sie horchte, sich selbst mißtrauend. Bald verlor sich der Schall; sie stürzte fort mit einem Schrei des Entsetzens. Finsterniß und die Bäume mit ihren Zweigen und Wurzeln hindern die Hast der Eilenden. Sie ruft den Namen Ladurlad und wiederholt ihn mit immer stärkerer Stimme, bis Heiserkeit ihr den Ton raubt. Er hörte den Ruf und floh noch hastiger.

Erschöpft lehnte sich die Athemlose an einen Baumstamm. Laut schlug ihr das Herz in der keuchenden Brust. Todesstille rings umher. Durch den Wald scholl endlich das Gebrüll eines Tigers; sie erkannte den Ton und bebte nicht. Er verlor sich in der Ferne; aber statt dessen näherte sich ihr eine entsetzliche Erscheinung: eine düstere Gestalt stand neben ihr, menschenähnlich und doch Schauder erregend, indem sie in der schwärzesten Nacht durch das von ihr ausströmende dunkelrothe und bläulich gelbe Licht sichtbar wurde. Das Gespenst heftete seine Augen starr auf sie; Höllenfeuer schien aus den wildrollenden Kreisen hervor zu sprühen, und wurde mit jedem Blicke düsterer mit seinen dunkelrothen Flammen. Sie konnte ihre Augen von dem höllischen Anstarren nicht wegwenden, und blieb, wie von einem bösen Zauber gebunden, auf derselben Stelle eingewurzelt. Ihre Glieder erlahmten, keiner Bewegung mächtig. Gedanken und Besinnung schwanden. Sie hörte nicht mehr des Tigers näherkommendes

Gebrülle, sie dachte nicht mehr an ihren Vater. Eiskalt stockte das Blut im Herzen; ihre Hand lag bewußtlos auf dem krampfhaft festgehaltenen Zweige. Regungslos stand sie; die Augenballen, gleich denen einer Marmorstatue, starrten das Schreckbild an, sahen, und begriffen nicht, was sie sahen.

Der Wind saus't, die Blätter rauschen vor seinem Hauch, die Wolken theilen sich, die Finsterniß entflieht in die Thäler. Oben am Himmel treten die Sterne in ihrer Schönheit hervor; breit und hell erscheint der siegende Mond in der dunkelblauen Nacht. Deutlicher und dunkler zeigt sich in seinem Lichte das häßliche grauenhafte Gespenst. Die Mondstrahlen machen sein Antlitz, die menschliche Gestalt, die Gestalt — Arvalaus kenntlich. Seine Arme breiten sich aus, sie zu umfassen.

Der höchste Grad des Entsetzens brachte sie jetzt wieder dahin, daß sie Besinnung und Bewegung erhielt, gleichsam als ob ein Blitzstrahl ihre Bezauberung plötzlich gelöst hätte.

Nah an der Straße stand ein offener Tempel des guten Gottes Pollear, welchen die Reisenden um Schutz bitten. Dorthin eilte die Unglückliche.

7.

Schon hatte sie das Heiligthum erreicht, aber selbst hier fühlte sie sich von den Armen der verfolgen-

den Schreckgestalt umschlungen. In diesem Augenblick ergriff der beleidigte Schutzgott den Unhold und schleuderte den laut Aufheulenden in die verdunkelten Lüfte. Athemlos enteilte die Jungfrau, der Fliehenden Fuß stieß an die aufragende Wurzel eines Gifthaumes, sie fiel zu Boden und lag ohnmächtig in seinem, Tod aushauchenden Schatten.

Soll nun, du liebliches Mädchen, auf solche Art dein Leben enden? Will kein Gott sich deiner erbarmen? —

Mit leichenblassem Angesicht, festgeschlossen die himmlischen Augen, das Haupt auf die Brust herabgesunken, die Arme der Länge nach ausgestreckt, — so lag sie wie leblos! Schon erscholl das Geheul des näherkommenden Tigers, der seine Beute wittert; — doch, wozu soll der Tod die Diener seiner Zerstörung senden? die Tod athmenden Zweige hängen ja über ihr, und der Giftthau des Verderbens sinkt auf sie herab!

Indem die arme Kailyal nun als ein dem Tode geweihtes, hilfloses Opfer auf dem Boden lag, schwebte einer der holdesten Genien im Glanze des Mondes sanft zur Erde herab. Noch unentschlossen, wohin er den Flug wende, erblickte er die Jungfrau. Seine sich senkenden Fittige trugen ihn zu ihr; er hob sie zart empor, drückte sie, von Mitleid gerührt, sanft an seine Brust und trug sie in die Haine des heiligen Berges Himakut, welchen Casyapa, der Vater der Unsterblichen, bewohnt. Der Erhabene saß unter dem Baum des-

Lebens, an dem die heilige Quelle entspringt. Dem Genius gütig entgegen lächelnd, sagte er: »Weißt du wohl, Erinia, welche Sterbliche du in den Wohnort der Unsterblichen bringst? —

Erinia. Ich fand sie in einem Hain d. Erde unter einem Giftbaume so leblos, wie du sie hier erblickst. Das Mitleid bewog mich, sie in deine himmlische Laube zu bringen. O Vater! blicke sie mit gütigem Auge an!

Casyapa. Wie aber, wenn sie Sünderin ist? wenn sie den Pfad der Finsterniß wandelte? wenn ihr in dunkler Stunde der Tod bestimmt war, und der Mond sein Antlitz abwendete, um das unglückliche Ende der Schuldbelasteten nicht zu sehen?

Erinia. Welche Lüge ward dann in die Reinheit dieser Mienen geschrieben? Du aber, Vater der Unsterblichen, du, vor dessen Blick alles offen liegt, — warum stellest du mir diese Frage?

Casyapa. Kennest du Kehama?

Erinia. Den Allgewaltigen, den Tyrann der Erde, den Feind der Götter, wer kennt ihn nicht?

Casyapa. Fürchtest du ihn?

Erinia. Er ist furchtbar.

Casyapa. Ja, er ist furchtbar. Die Geister der Hölle und die Seelen ewiger Verdammniß begrüßen ihn jubelnd als ihren Helden: Yamen, der Richter der Todten, vermag es kaum, den Aufruhr der verruchten Schaaren zu bändigen. Fürchtet ihn nicht selbst der Himmel? Gestört ist durch ihn die Wonne der

Seligen, die Ruhe der Götter; und du wagst es, ihm zu trotzen?

Erinia. Ich wage es; ich trotze ihm.

Casyapa. Auch seiner Rache? Wo nicht, so bringe die Jungfrau auf die Erde zurück und lege sie dem Tiger in den Weg oder unter den Tod aushauchenden Gift-baum! Sie werden Kehama's Willen vollziehen.

Erinia. Nimmer!

Casyapa. So stelle dich seinem Zorne blos! denn wisse, er will den Fuß des zertretenden Uebermuthes auf den Nacken dieser Unglücklichen setzen.

Erinia. Ich wußte, wie unglücklich und wie schön sie sei, als ich sie hierher brachte. Armes Kind der Erde! soll ich dich nun verlassen, da ich weiß, wie unglücklich und wie schön du bist? O mein Vater! gestatte dem Mädchen, in dem heiligen Haine zu wohnen!

Casyapa. Es darf nicht seyn, denn die Gewalt und das Böse würden dann hier eindringen. Mitleid, Friede und Weisheit sind mein, doch bin ich nicht im Besitze einer solchen Macht, welche die Unglückliche gegen den Allgewaltigen zu schützen vermöchte; auch könnte ich sie nicht retten, wenn der Geist des getödteten Arvalan sie bis hieher verfolgte, um seine Rache zu sättigen und auf sie noch mehr Leiden, auf sich selbst noch mehr Verdammniß zu häufen.

Erinia. Der todte Arvalan?

Casyapa. Ihm hat Kehama alle Macht verliehen, deren entkörperte Geister theilhaft werden können, bis die Tage seiner Wanderung zu Ende sind.

Erinia. Blicke hin! das holde Mädchen saugt belebende Heilkraft aus dem Dufte des heiligen Haines. Sie regt sich; ihre Hand hat die Quelle des heiligen Stromes berührt, dessen Wellen zurückgewichen wären, wenn ein unreines Wesen sich ihnen genähert hätte.

Casyapa. Ja, die Jungfrau ist rein von aller Sünde. Das Wasser der heiligen Quelle spielt um ihre Hand; die Wellen zittern freudig und schimmern hell auf, wo sie schmachtend ruht, als wollten sie das holde Wesen freundlich begrüßen. Der Baum des Lebens, der sich über ihr wölbt, beugt seinen Wipfel zu ihr herab, und träufelt Himmelsthau auf sie. Sie erholt sich vom Todeskampfe, sie athmet wieder, und ihr Herzblut beginnt von neuem seinen Kreislauf. Wie schön ist sie in ihrer Ruhe! Lebensblüthe röthet ihre Wangen; die Augen öffnen sich, holdleuchtend wie der Mond im dunkelblauen Nachthimmel.

Casyapa hatte aber diese Worte kaum gesprochen, als Kailyal die geöffneten Augen schnell wieder schloß, gleich Einer, die aus einem lieblichen Traume zu schmerzlicher Wirklichkeit erwacht, und gerne nochmal einschlummern möchte, um den Traum fortzusetzen. Sie regte sich nicht, aus Furcht, die schöne Erscheinung zu verscheuchen. Endlich schlug sie voll Verwunderung das Auge auf; es schien ihr, sie habe die irdische Pilgerreise vollendet, sie sei in ihrer himmlischen Heimat angelangt und wandle unter Göttern und seligen Geistern.

Auf Erinia's Wink schwebte ein Nachen des Himmels heran.

„Wohin willst du sie bringen?" sprach der Vater der Götter.

„Geradezu nach dem Paradiese (erwiederte Erinia), in meine Laube der Seligkeit, in den Wohnsitz des Gottes Indra. Er, der Feind ihres Feindes, wird sie gegen ihren Verfolger beschützen, und fürchtet auch er Kehama's Macht, so nehme ich, schwach, wie ich bin, sie in meinen Schutz."

„Vertraue du," erwiederte Casyapa, „auf Brahma! Was er will, ist recht, und sein Wille muß in allen Dingen vollzogen werden."

8.

Erinia legte das staunende Mädchen in den Himmelskahn, welcher die Gestalt einer Meermuschel und die blasse Rosenfarbe der verglimmenden Abendröthe hatte. Das aufgespannte Segel wölbte sich wie ein Regenbogen über das Mädchen. Vor dem durch den Aether hingleitenden Nachen theilten sich zu beiden Seiten die Wolken, und scherzende Lüftchen spielten mit dem flatternden Segel. Das Auge eines kaum sichtbaren Engelsköpfchens glänzte wie ein Leitstern, um dem Schiffchen seine Bahn im pfadlosen Raume des Firmamentes zu bezeichnen. Es segelte durch Luft und Sonnenschein sanft und leicht dahin, wie ein Schwan, wenn kein Windhauch die spiegelglatte Fläche des Stromes kräuselt.

Kailyal lag in stillem Entzücken, wie ein lächeln-

des Kind, im Muschelkahn, ihre Augen auf den neben ihr hinschwebenden Schutzgeist geheftet, dessen himmlische Huldgestalt sich in die Schönheit der, von den Schultern bis an die Sohlen reichenden Schwingen wie in ein Prunkgewand hüllte. Die Farbe der unentfalteten Schwingen glich dem reinsten Azurblau einer heitern Sommernacht, wenn der Mond sein Silberlicht hinströmt; waren sie ausgebreitet, so schimmerte ein ewiger Farbenwechsel durch den zarten Stoff hervor, jetzt glänzend gleich der aufblühenden Rose, jetzt dunkel glühend wie das rothe Feuer des Rubins, dann strahlend wie das flammende Gold der aufgehenden Sonne.

Durch Licht und Sonnenschein hinsegelnd, gelangte das Himmelsschiff an den Eingang des Paradieses; hier sank es hinab, schnell wie ein Meteor, aber sanft, wie fallender Thau, der selbst den zartesten Halm nicht beugt.

„Tochter der Erde!" sagte Erinia: „Hier ist dein Ort der Ruhe, hier das Paradies, meine Laube der Seligkeit!"

Die glückliche Kailyal wußte nicht, wo sie ihre Augen sollte verweilen lassen; sie blickte freudig nach allen Seiten.

Erinia. Hier, du holdes Wesen, ruhe in Frieden! Ich will, schwach wie ich bin, dich beschützen. Hier soll der Allgewaltige dir kein Leid zufügen, so lange Indra seinen Thron behauptet.

Kailyal. Auch du — unsterblich wie du bist — auch du fürchtest ihn? Ich glaubte, der Tod habe mich

seiner Macht entzogen; aber ach! selbst die Todten sind vor ihm nicht sicher.

Erinia. Lange Jahre des Lebens und der Glückseligkeit, o Kind der Erde, seien dein! Vom Tode habe ich dich gerettet, und ich werde dich auch vor deinen Feinden schützen, so lange das Paradies sicher ist.

Kailyal. O guter Geist! nicht mich allein beschütze! Ich habe auch einen Vater, der viel leidet auf der Erde, ein armer, guter Mann, dessen Elend keine menschliche Hilfe lindern kann. Nur ich vermag den Unglücklichen zu trösten, auf dem Rehama's Fluch ruht. O nimm auch ihn in deinen Schutz!

Erinia. Komm und bitte selbst den milden Gott Indra! Worte, wie du sie sprichst, werden ihr Ziel nicht verfehlen; sie werden sein Herz rühren und ihn bewegen, den Donnerkeil zu schleudern, so lange er noch sein eigen ist.

9.

Erinia führte das Mädchen nun in den Garten des Gottes. Auf einem Berggipfel in der Mitte des heiligen Haines erhob sich ein Baum von ungeheurer Größe, tausend Aeste weit umher verbreitend, und vom Thau des Himmels genähet, welcher wie Diamanttropfen von den Laubblättern in einem immerwährenden Regenschauer auf den Boden herabfällt, wo dann am Fuße des Baumes tausend Bäche sich bilden, welche unter duftenden Gebüschen, theils vom Schatten um-

nachtet, theils im Lichtschimmer funkelnd, mit melodischem Gemurmel dahingleiten, und endlich einen See bilden, dessen Spiegelfläche im Aetherblau des Himmels glänzt.

Hier prangt der Palast des Gottes Indra, erbaut aus Elementen, die sonst einander in ewiger Zwietracht feindlich bekämpfen. Wasser bildet den Fußboden, Feuer die Wände, und beide vereinigen sich in der Wölbung des Domes. Thürme und Zinnen von Feuer steigen an der Wasserkuppel empor; Regenbogen wölben sich über die feurigen Giebel; Wolken umgeben das Flammendach, und Flammen bilden die Kapitäler der Wolkensäulen. Hier ringen die Elemente in rastlosem Wettkampfe; in Liebe verfolgt und in Liebe verfolgend, erneuern sie unaufhörlich ihr geheimnißvolles Werk; die einzelnen Theile wechseln immerfort, doch unverändert bleibt das Ganze.

Erinia trug das Mädchen auf ausgebreiteten Flügeln zu dem Gotte hin.

Indra saß auf seinem Throne, umgeben von den Geistern der Elemente; die säuselnden Lüfte entlockten ihren Harfen entzückende Harmonie. Die himmlischen Klänge schwiegen, und Indra, sanften Ernst in seinen Mienen, sprach:

„Erinia! du wagst es, eine Sterbliche hierher zu bringen?“ —

Erinia. Auf der Erde fand ich sie, im Schooße des Todes liegend. Ich trug sie in die Gefilde Casyapa's empor, in der Absicht, sie, wenn sie in den himm-

liſchen Lüften geneſen wäre, der Erde wieder zu geben. Andere Gedanken erwachten in meiner Seele, als Caſyapa mir das ihr drohende Schickſal enthüllte, denn ach! ſie iſt eines jener unglücklichen Geſchöpfe, welche der Macht des allgewaltigen Rehama unterliegen, der Göttern und Menſchen gleich furchtbar iſt. Der Geiſt ſeines ermordeten Sohnes Arvalan verfolgt das unſchuldige, hilfloſe Mädchen. Was blieb mir alſo übrig, als ſie in die Gefilde des Paradieſes, in die Laube meiner Seligkeit zu bringen? Hier iſt dem Geiſte des verabſcheuungswürdigen Arvalan der Eintritt verſagt, und du biſt hier der höchſte Herrſcher.

Indra. Keinem Menſchenkinde iſt der Aufenthalt in den Gefilden der Seligkeit geſtattet, bevor es ſeine ſterbliche Hülle abgelegt hat, denn der Sterbliche eignet der Zeit, der Gebrechlichkeit und dem Tode; Schmerz, Gram und Unbeſtand bilden ſein Gefolge. Fänden Sterbliche hier Aufnahme, ſo würden unſere Freuden gleich irdiſchen Frühlingen dahinſchwinden. Mögen ſie dahinſchwinden dieſe Freuden! Möge eine höhere Hand mir das Szepter entreiſſen, das Paradies zerſtören! Wenn wir aber fallen, ſo ſei es nur der Arm des Schickſals, der uns zerſchmettert! Wir wollen nicht ſelbſt den Streich herausfordern und beſchleunigen, nicht ſelbſt das Verderben hervorrufen.

Erinia. Furcht, die ſich dem Streiche ſchmiegt, zieht das Verderben herbei. Wer ſich ſelbſt vor dem Wagen des Geſchickes niederwirft, der wird von deſſen Rädern zermalmt.

Indra. Alles kann sich dann noch zum Besten wenden, wenn Vischnu, der Erhalter, retten will.

Erinia. Baue nicht auf anderer Götter Hilfe! Auf deine eigene Macht vertraue! Dann werden auch die höhern Mächte sich dir verbinden. O daß mein Arm jene Blitze schleudern könnte, die müßig und unschädlich dein Haupt umspielen! Paradies und Erde fänden unter ihrem Schutze Sicherheit und Ruhe!

Indra. Glaubst du, es fehle mir am Willen? Verwegener Sohn des Himmels! Mein Arm ist, so wie der deinige, zu schwach gegen den allgewaltigen Kehama, der nun König der Könige ist auf der Erde! Versäumt ward der Augenblick, wo das Schicksal es gestattete, seiner Macht Einhalt zu thun. Nun ist er unumschränkter Herr hienieden, und mein Blitz vermag nicht einzudringen in den Kreis seiner Allgewalt.

Kailyal. Holder Geist! bringe mich auf die Erde zurück! Hier strahlt mir keine Hoffnung. Noch lastet Kehama's Verwünschung auf meinem unglücklichen Vater. Er soll aber die Last des Fluches nicht allein tragen! Ich fürchte ihn nicht den allgewaltigen Kehama. Holder Geist! bringe mich auf die Erde zurück!

Kailyal kniete nieder und umschlang, schweigend und gedankenvoll, die Knie des Schutzgeistes, ihr Haupt zur Erde geneigt. Indra, welcher die Bitte des frommen Mädchens mit Bewunderung vernommen hatte, sprach:

„Kind der Erde! Schon jetzt zeigt sich das himmlische Wesen deiner Seele. Welches Wohl oder Weh dich auch treffen möge, so bleibe dieses edle Pflichtgefühl stets dein Begleiter, und alle guten Geister werden dir beistehen!"

Hierauf wendete er sich an Erinia, und befahl ihm, das Mädchen wieder auf die Erde zurückzubringen, an jene Stelle am Ufer des Ganges, wo Ladurlad, ungefährdet von Rehama's Macht, bis zur Stunde der Entscheidung ruhen könne.

10.

Indessen hatte sich Rehama zu dem grosen furchtbaren Opfer bereitet, welches seine Macht auf die Stufe der Vollendung erheben sollte. Schon waren neun und neunzig Tage verflossen, schon hatten neun und neunzig Rosse geblutet; noch ein Opferthier fehlte, und dann erschien der schreckliche Tag, der ihm unumschränkte Macht über die Erde und das Paradies verleihen mußte.

Noch schwärmte das hundertste der Opferrosse über Thal und Hügel frei nach seinem Gelüst. Noch hatte es keinen Zwang des Zügels gefühlt, und keine menschliche Hand hatte seine Mähne berührt. Es mußte makellos seyn, um zu dem Opfer zu taugen. Hoch steht die Sonne am Himmel; nah ist die Stunde. Die gedrängte Volksmenge hat einen weiten Kreis geschlossen und zieht ihn nun immer enger zusammen, das Opfer-

pferd in die Enge treibend. Den Raum am Vorhofe des Tempels umgeben Kehama's Bogenschützen in langen Reihen, die sich bei der Annäherung des Pferdes öffnen und, nachdem es in denselben hineingelaufen ist, schnell wieder schließen. Vor dem Thore des Tempels stehen die Brahminen, welche die Axt für Kehama's Hand bereit halten. Das Pferd, erschreckend über den Anblick der Menschenmenge, wendet den Kopf nach allen Seiten; es wiehert laut auf, und sein Wiehern widerhallt an den Mauern des Tempels. Im Tempel sitzt Kehama auf seinem goldenen Thron, das duftende Feuer bewachend, das ihm die Zahl der Stunden zu messen dient. Zur Rechten und zur Linken steht die Zahl seiner Sklaven, die ihm mit wehenden Pfauen die Luft kühlen und erfrischen.

Endlich ist der Augenblick gekommen. Kehama erhebt sich, nimmt das Opferbeil vom Altare und schreitet hinaus. In diesem Augenblicke springt plötzlich Ladurlad aus der Volksmenge laut aufschreiend hervor, um das Roß mit unheiligen Händen zu ergreifen. Tausend Bogenschützen drücken die sonst unfehlbaren Pfeile ab; sie füllen die Luft, doch stürzt der Hagelregen dahin, denn Er, dem sie gelten, ist durch Zauber fest, und sein Leben trotzt allen Waffen. Die ihn umschwirrenden Pfeile prallen von ihm ab, wie von einer Demantrüstung, und fallen ohnmächtig zur Erde.

Kehama ballt, von Wuth entflammt, die Hand, indem er den Mann erblickt, der kühn die Mähne des Opferrosses faßt, mit Einem Sprunge sich hinauf-

schwingt und mit den Geberden und dem Geschrei eines Rasenden im Kreise umhersprengt. Endlich wird er von den Trabanten ergriffen und zu Rehama's Füßen hingeschleppt, dessen Wort ihn zum Tode verdammen soll, um entweder in den Flammen zu sterben, oder gefoltert und lebendig aufgehangen, Glied für Glied Speise werde dem Gewürme der Erde und den Vögeln des Himmels.

Ganz anders aber dachte die Menge. Von Mitleid und von menschlichen Gefühlen ergriffen, verhielt sie sich still und ruhig. Erstickte Seufzer und unterdrücktes Aechzen, auch mancher geheime Fluch und manches geheime Gebet stieg, um die Rettung des Unglücklichen flehend, zu den beleidigten Göttern empor.

Auf Vadurlad's Lippen schwebt aber ein bitteres Lächeln, und er ruft mit lauter Stimme: „Ja, allgewaltiger Nazah, ich bin Vadurlad! Gedenkst du mich zu tödten?" — Die Mienen des Allgewaltigen verlieren den gewohnten Ausdruck des Hochmuths, als er den Mann erkannte; Grimm und Verachtung, doch auch Scham, umwölkten seine Stirne. Dann rief er mit gräßlichem Lächeln: „Laßt den Elenden frei von hinnen ziehen! Er trägt seinen Fluch, und die Rache wird an ihm ihr Aeußerstes thun. Ihr aber, die den Verwegenen nicht zurückhieltet, zittert!"

Nun befahl er den Bogenschützen, ihre Waffen abzulegen. Die Sklavenschaar gehorchte. Er rief seine Reiter und befahl ihnen, die Entwaffneten zu umringen und sie niederzuhauen. Zehntausend Schwerter fla-

gen blitzend aus der Scheide, fielen tödtend nieder und ihre Blitze erloschen im Blute der Sterbenden. Um die Mittagszeit begann das Gemetzel; die Nacht brach an, ehe das Werk des Todes geendigt war!

11.

Geier, welche die Tyrannei des Kehama schon so oft mit Futter versehen hatte, kamen herbei von nah und ferne, und die Tiger entweilten den Wäldern, nach Beute lechzend, da sie das Todesröcheln hörten und Blut witterten.

Laduriah, welcher vergebens den Tod gesucht hatte, wanderte indessen einsam und traurig dahin. Die Hoffnung, die vor Kurzem ihm noch geleuchtet hatte, war erloschen; eine wilde Freude glühte in seinem Antlitz, ein Lächeln der Rachelust und des Triumphirens. Er schlug unwillkürlich den Weg nach seiner Heimat ein, und, fortwandelnd, ohne zu wissen wohin, erstaunte er, als er sich plötzlich auf der wohlbekannten Stelle fand.

Ein Ahorn überschattete mit seinen breiten Zweigen die Hütte; daneben stand Marriatah's Bildniß, noch geschmückt mit dem Kranze, welchen Kailyal's Hände ihr um die Stirne gewunden hatten. Die Pfauen sprangen, als sie ihren Herrn wieder erblickten, vom laubigen Dache, umkreisten den Ankömmling und wendeten die glänzenden Hälse nach allen Seiten, das lang-

entbehrte, ihnen sonst von dem Mädchen gestreute Futter erwartend. Dem armen Ladurlad schien aber jeder Gegenstand der wohlbekannten Scene, selbst jeder gewohnte Ton ganz fremd. Er stand düster vor der Hochzeitlaube, die er in jener glücklichen Stunde gebaut hatte, da er seine schöne Braut Vedillian mit festlichem Jubel und mit jugendlichem Stolz heimführte. Ach! die holde Laube, die er auch nach dem Tode des geliebten Weibes mit zärtlicher Sorgfalt pflegte, — sie war nun duftlos; dürr rauschten die welken Blätter ihm entgegen, und die Blumen lagen trauernd auf dem Boden. Wie glücklich war er einst, und wie elend fühlte er sich nun!

Aus den nächstgelegenen Hütten scholl ihm Musik und Jubel entgegen; er sah die fröhlichen Bewegungen einer glücklichen Schaar; er hörte die jauchzenden Stimmen, aber sein Herz nahm keinen Theil an ihrer Freude. Auch sie, die Fröhlichen, gedachten nicht mehr des Elendes ihres alten Gefährten; die Qualen des auf ihm ruhenden Fluches, einst der Gegenstand ihres Mitleids und ihrer Verwunderung, waren dem Gedächtniß der Glücklichen entschwunden. Mißmuthig wendet er sein Antlitz von ihnen mit dem Ausrufe der Verzweiflung: „Sende, Indra, einen deiner Donnerkeile, mich zu tödten!“ — Bald aber ward das empörte Gemüth ruhiger; er pflückte Blumen, bekränzte Marriataly's Stirne und sagte: „Nicht für mich selbst, mächtige Göttin, fleh' ich dich an! Meinen Fluch von mir zu nehmen, übersteigt ja deine Macht. Sei gnädig aber

dem holden Mädchen, welches täglich dein Bildniß mit frischen Blumen bekränzte und jeden Abend in all seiner Schönheit vor dir tanzte! Wo immer sie auch verloren und verlassen umherirrt, leite und schütze du sie, o Marriataly!" —

Kaum hatte er sein Gebet vollendet, als ein lautes feindseliges Hohngelächter erscholl. Hoch aus der Luft schien es zu kommen. Er blickt empor, und sieh! das Angesicht des todten Arvalan erscheint am klaren, blauen Himmel, nichts als das Angesicht mit Lippen, vom frechsten Hohn verzerrt, mit Augen, deren gelblich blaue Glut der Schwefelflamme glich, die sich verdüstert, ehe sie ganz erlischt.

Ladurlad erkannte ihn. Von Zorn glühend beim Anblick des Unholds, der die Quelle aller seiner Leiden war, bückt er sich und hebt von der Erde einen Pfahl auf, dessen Spitze von schwarzem Blute starrt — denselben Pfahl, mit dem er die Todeswunde schlug, als Arvalan sich in böser Stunde der unglücklichen Kailyal bemächtigen wollte. Zweimal versuchte es Ladurlad in seinem ohnmächtigen Zorne, den Streich gegen den unverletzbaren Schatten zu führen. Arvalan läßt ein schallendes Hohngelächter erschallen, faßt mit ausgestreckter Hand einen brennenden Sonnenstrahl, und schleudert die Flammenglut auf Ladurlad's Haupt, — doch vergebens!

Der geschwungene Pfahl zerfiel in weiße Asche, Ladurlad's Haupt blieb unversehrt. In seinem Herzen, in seinem Gehirne brannte ein wildes Feuer; gegen die

Wirksamkeit jeder andern Flamme hatte Kehama's Verwünschung ihn gesichert. Nochmal streckt das Gespenst einen Arm aus; vom Himmel stürzt gehorchend ein Wirbelwind nieder, und ein Sandschauer strömt wie Hagelsturm auf Ladurlad's Haupt. Des Unglücklichen Hütte lodert in Flammen auf; zerschmettert liegt die Hochzeitlaube; gestürzt ist Morriataly's Bildniß.

Geblendet irrt Ladurlad mit unsichern Schritten umher und weiß nicht, wohin er fliehen soll, verfolgt vom unaufhörlichen Hohngelächter des bösen Geistes.

In dem Augenblick, da Ladurlad sich rettungslos verloren glaubt, schwebt Erinia, Hilfe bringend, aus himmlischen Höhen herab, ein Flammenschwert in seiner Rechten. Dreimal senkt er es in die Schattengestalt des — nur für solche Waffen verwundbaren Gespenstes, welches nun heulend entfloh.

Auf den Wink des Schutzgeistes eilte der himmlische Nachen herbei. Erinia legt den staunenden Vater, der, was er sieht, kaum glauben kann, zur Seite des vor Entzücken weinenden Mädchens.

So segelt der himmlische Nachen sanft aufwärts durch Sonnenschein und Aetherklarheit.

12.

Von der Höhe des Gebirges Meru ergießt sich der, dem Hindus heilige Strom Ganges, dessen geheime Quelle niemand kennt. Von Fels zu Fels gleitet

die Wogenfülle, ein leuchtender Silberspiegel, feierlich dahin rauschend. Die Sonnenstrahlen schmücken ihn mit einem funkensprühenden, hell aufschimmernden Regenbogen. Am Fuße des Gebirges ruht ein entzückend schönes Thal, in dessen blühendem Schooß der Strom, von einem ewig heiteren Himmel überwölbt, sich ergießt.

Hier, wohin die Macht des allgewaltigen Kehama nicht reichte, landete nun der himmlische Nachen, und der Schutzgeist legte den schlummernden Ladurlad auf ein weiches Blumenbeet am Ufer des vom Flusse gebildeten Sees. Kühlende Lüfte umspielten seine, von den Thränen der neben ihm knienden Tochter benetzten Wangen, und Kehama's Fluch blieb hier wirkungslos.

Das Maß der Glückseligkeit voll zu machen, erschien noch eine vierte Gestalt; eine schönere wandelte nie auf Erden, eine schönere schuf keines Malers Pinsel, denn der Tod hatte ihre Reize veredelt und ihr einen, aus den feinsten Elementen gebildeten Leib gegeben. Sie weilte; ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Vater und dem Kinde. Zu sprechen vermochte sie nicht; Thränen glitten über ihre Wangen, Thränen der Liebe und des Entzückens.

Kailyal erblickte die ätherische Huldgestalt, und staunte sie an, vor Wonne verstummend. Jetzt erwachte Ladurlad; die Gestalt öffnete ihre Arme — und erkannte das Weib seiner Liebe auf Erden — seine Vedillian. Er sprang auf und drückte sie an sein Herz. O Seligkeit des Wiederfindens! Welche der Himmelsfreuden gleicht dir? —

O wie sehr frevein diejenigen, die uns sagen, die Liebe könne jemals sterben! Alle andern Leidenschaften entweichen mit dem Leben; sie sind eitles Nichts, und vergehen da, wo sie geboren wurden. Nur die Liebe ist unzerstörbar, und nie erlischt ihre heilige Flamme. Sie kam vom Himmel und kehrt zum Himmel zurück. Die Liebe, hienieden nur zu oft ein übel empfangener Gast, verfolgt, mißhandelt, unterdrückt, wird im Himmel erst geläutert und bewährt, und findet erst dann den Vollgenuß ungetrübter Seligkeit. Hienieden säet sie Schmerz und Kummer, erst jenseits kommt ihre Zeit der Ernte. Wenn eine Mutter das in zarter Jugendblüthe verlorene Kind dort wieder findet, genießt sie dann nicht für alle sorgenvolle Tage, für alle schlaflosen Nächte, für alle Leiden, alle Thränen ein Uebermaß der Wonne? —

So erfreuten sich auch Ladurlad und seine Kailyal hier des reinsten Glückes. Sie wußten zwar, es werde ein Tag kommen, da sie diesen Wohnsitz der Seligen verlassen und Kehama's furchtbarer Gewalt wieder würden unterliegen müssen; aber der Glaube war ihre Stütze. Sie trauten festen Muthes, daß ihr Leiden enden, die Tyrannei schwinden und alles Uebel sich in Gutes umwandeln würde.

13.

Indeß hatte Arvalan's böser Geist, von der himmlischen Waffe des guten Genius verscheucht, racheglü-

hend eine düstere Höhle aufgesucht, den Aufenthaltsort einer Zauberin, welche ihm ehemals bei Verübung so mancher Freveltat Beistand geleistet hatte. Auch jetzt hoffte er auf ihre Hilfe.

Lorrinite (so hieß die Unholdin), liebelos und ungeliebt als Mädchen, glich der wurmzernagten Rose, die ungepflückt am Dornenstengel welkt. Ihr böses Herz war ein Tummelplatz von Leidenschaften, die nie das schöne Ziel erreichen, welches die Natur dem Weibe setzte, voll von unbefriedigten Begierden und unerfüllten Hoffnungen, voll von bitterm Gram und geheimem Groll, welche sie unaufhörlich zur Rache aufreizten. Dieser, in ihrem Innern rastlos gährende Zwist riß sie zu allem Bösen hin. Sie haßte alle Männer, weil kein Mann sie liebte; sie haßte alle Weiber, weil sie geliebt wurden. So, voll Grimm, Hohn und Verzweiflung, gab sie den bösen Dämonen sich hin, um sich durch ihre Beihilfe am menschlichen Geschlechte zu rächen, und ward zugleich ihre Meisterin und ihre Sklavin.

In dieser Gemeinschaft mit ihnen lernte die Unholdin alle verderblichen Geheimnisse, und erlangte die Macht, Unheil zu stiften. Weh Jedem, welchen ihr feindseliges Auge anblickte! Keine menschliche Kunst vermochte den Unglücklichen zu retten, den sie sich einmal zum Opfer erkoren hatte; sie zehrte seine Lebenskräfte auf, sie sog ihm das Blut aus den Adern. Das giftigste Thier, vor dem alle andern Geschöpfe flohen, floh vor dem noch tödtlicheren Gift ihres Auges. Das Kind im Mutterleibe zitterte, wenn die böse Zauberin

sich ihm näherte, und der Tod selbst schauderte, wenn er ihre Tritte vernahm. Auf ihren Wink tobten die Fluten über das Land; auf ihren Wink versiegten die Quellen, lechzten die verödeten Fluren; auf ihren Wink stürzte der Blitz aus den Wolken, und Städte loderten in Flammen; auf ihren Wink eilten die Seuchen herbei, und Raubthiere nährten sich am hellen Tage vom Fleische der Todten und Sterbenden, die auf dem weiten Leichenfelde lagen.

In der Höhle dieser Zauberin erschien nun Arvalan's Geist und sprach: „Mächtige Mutter! weise Mutter! räche mich an meinen Feinden!" —

Lorrinite. Sohn! verlangst du meine Hilfe? Wer sind sie, die dich beleidigt haben? wo weilen sie? Auf der Erde, in der Tiefe des Meeres, in den Höhen der Lüfte? Weder die Erde, noch Luft und Meer sollen sie schützen vor meiner Macht!

Arvalan. Sie, die meine glühende Leidenschaft sich zum Gegenstande erkor, sie, die mein Vater zum Tode verurtheilte, — Kailyal, sie lebt! Sie hassend, sehn' ich mich noch immer nach ihr, und meine Rache verlangt nach ihr, die ein Schutzgeist mir im himmlischen Nachen entführte. Wohin? das sollst du, Meisterin der Zauberkünste, mir verkünden.

14.

Auf einen Laut, welcher — ein Gemische von Heulen und Zischen — den eingeschrumpften Lippen der Zau-

herin entflog, erschienen zwei geflügelte Hände ohne Arm und Leib; sie brachten eine Kugel von flüssigem Kristall, schwarz von Farbe, und doch hellschimmernd. Tausend Augen mußten in ewige Nacht versinken, denen Lorrinite ihr Licht ausgesaugt hatte, um dieses Werkzeug des Zaubers zu bilden.

»Schaue in diese Kugel hinein (sagte sie) und sage mir, was du siehst!" —

Arvalan. Ein Berggipfel, in Lichtwolken gehüllt, erhebt sich vor meinen Augen; aus demselben stürzt ein Wasserfall, mit Regenbogenfarben geschmückt, nieder. Unten breitet sich die Silberfläche eines Sees aus. An seinem Ufer erblicke ich eine Laube, die ein Wohnsitz seliger Geister zu seyn scheint. Drei Wesen treten heraus, das erste, seine blauen Flügel bewegend, — es ist der Schutzgeist, der mir Kailyal entriß; ihm folgt ein Mädchen, — sie ist's! In dem Letzten erkenne ich das Angesicht meines Todfeindes. Mutter! bewaffne meinen Arm zum Todeskampf! Gib mir eine Zauberrüstung gegen sein furchtbares Schwert, daß ich sie überfalle und meine Rache sättige!

Lorrinite. Ihr Geister, dienstbar meinem Befehle, vollzieht mein Gebet!

•

Plötzlich erscholl's wie dumpfes Donnergebrülle; die Erde bebte, der Boden barst, und aus der geöffneten Kluft kam Helm und Panzer, Schild und Schwert hervor.

Arvalan rüstete sich hastig. Lorrimite führte ihn zu dem, mit flammenspeienden Drachen bespannten Zauberwagen. Er besteigt ihn und fährt empor zum Wohnsitze der Seligen auf dem Gebirge Meru.

Plötzlich hemmt eine unsichtbare Macht den Flug der Drachen. Dahin ist alle Zauberkraft. Fest steht der Wagen; vergebens ist alle Anstrengung, weiter zu kommen.

Plötzlich stürzt der Wagen und das Drachengespann und der Wagenlenker, in die Tiefe eines Stromes hinabgeschleudert. Sie stürzen fort und fort bis zu den diamantenen Eisklippen im Mittelpunkt der Erde, wohin kein menschlicher Laut, wohin selbst die Macht des allgewaltigen Kehama nicht zu reichen vermag. Dort ist der unselige Geist festgebannt, sprachlos und bewegungslos; nur das Bewußtseyn ewiger Qual bleibt dem Verworfenen, der sterben will und nicht sterben kann!

15.

Indessen hatte Kehama das hundertste der Opferrosse geschlachtet, und dadurch Göttermacht errungen. Nun durfte Erinia den beiden Unglücklichen keinen längeren Aufenthalt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren. Er brachte sie wieder auf die Erde und verbarg die arme Kailyal nebst ihrem Vater in eine einsame schöne Gegend, auf eine grüne, sonnenhelle, waldumkränzte Wiese, in deren Mitte ein alter, Ehrfurcht er-

weckender Banianbaum stand, dessen Haupt, gestützt auf fünfzig, aus einem Hauptstamm hervorwachsende Stämme, sich weithin als Schutzdach verbreitete. Mancher seiner Schößlinge senkte sich in die Erde, drang, Wurzel fassend, in die Tiefe, und erhob sich dann wieder selbst als Bäumchen, einen Wald von Kindern und Enkeln bildend. Ringsumher schwoll ein weicher Rasen, rein und unverkümmert von Dorngesträuch und Unkraut. Heiliges Dunkel waltete unter dem Laubdache, abwechselnd durchflogen vom diamantenen Farbenspiele des Lichtes. Das Ganze war in seiner tiefen Stille einem Tempel so ähnlich, daß ein frommes Herz hier zum Beten begeistert wurde.

In der Nähe des Baumes sprangen viele Quellen hervor, welche in einen, mit sanftem Gemurmel dahin gleitenden Bach zusammenflossen, der sich endlich zu einem See ausbreitete, in dessen klarer Fläche sich die vielfarbigen Uferblumen mit sanft geneigten Häuptern spiegelten.

16.

Hier bauten sich Ladurlad und Kailyal eine Hütte aus Rohr, Weidenzweigen und Schlingkraut. Bald war das leichte Werk unter dem milden Himmel vollendet. Hier brachte das reizende Mädchen den guten Geistern täglich ein Opfer und sang tanzend der Göttin Marriataly fromme Loblieder, wobei der unglückliche Vater, obschon das wilde Feuer der Verwünschung ihm

im Gehirn und im Herzen brannte, über seine Leiden erhaben, andächtig und mit stiller Ergebung horchend saß.

Tage schwanden, Tage kamen; weder ein Freund noch ein Feind näherte sich dem abgeschiedenen Aufenthalt der beiden Einsamen.

An einem lieblichen Abende lag Kailyal schlummernd in ihrer Laube. Plötzlich erschien eine Schaar Indier, welche schon lange das Land durchzogen, um ein Mädchen zu finden, welches würdig wäre, dem Gotte Jaga-Naut als Braut geopfert zu werden. Als sie die Schlummernde erblickten, standen sie, von Erstaunen über die himmlische Schönheit ergriffen, unbeweglich. Sie glaubten, der Gott selbst habe sie an diesen abgelegenen Ort geführt, um hier seine erwählte Braut zu finden. Sie hoben die Unglückliche sachte empor, legten sie auf eine von biegsamen Zweigen des Banianbaumes geflochtene Tragbahre, und entfernten sich langsam und leise mit ihrer schönen Beute.

17.

Jubel herrschte in der Stadt und im Tempel des Gottes Jaga-Naut, als seine Diener mit der gefundenen Braut heimkehrten, deren himmlische Seele in einem Leibe von himmlischer Schönheit wohnte.

Schon erschien der ungeheure Prachtwagen von Gold und Silber, und mit Edelsteinen besetzt. Tausend

Brahminen zogen ihn. Der Schall der Drommeten und Pauken wechselte mit feierlichen Lobgesängen. Auf dem Wagen prangte das Bildniß des Gottes unter einem purpurnen Baldachin; daneben saß Kailyal, bräutlich geschmückt, einen Blumenkranz auf den dunklen Locken, über welchen ein Schleier von Silberstoff, mit goldenen Sternen durchwirkt, flatterte. Die Unglückliche, die mehr einem Marmorbilde als einem lebenden Wesen glich, saß mit zu Boden gesenkten Blicken. Alles, was rings um sie vorging, schien ihr eine Traumerscheinung zu seyn.

Tausende von Menschen umwogten den Wagen. Viele warfen sich in frommer Raserei unter seine zwanzig Räder, welche, schwer dahin rollend, ihre wahnsinnigen Schlachtopfer zermalmten, ihre Gebeine zerquetschten, ihr Blut verspritzten, während ihr Geheul in einem dumpfen Röcheln dahinstarb. Kailyal schauderte vor dem gräßlichen Anblicke des Entsetzens, der im Stande war, die Lebendigen zu tödten und die Todten aus ihren Gräbern zu erwecken. Nur der Gedanke an den Schutzgeist Erinia, nur die Hoffnung, daß er zur Rettung herbei eilen werde, vermochte die Dulderin aufrecht zu erhalten.

Endlich war der schreckliche Todes-Brautzug geendet, der Wagen kehrte in den Tempel zurück. Musik und Gesang und die Tänze der Tempelmädchen begannen. Am Schlusse derselben wurde Kailyal auf ein prächtig geschmücktes Bette gelegt, das Thor des Tempels geschlossen, und die Unglückliche blieb, ihrem Schicksal

überlassen, allein in dem einsamen Raume der dunkelnden Tempelhalle.

Kailyal fuhr von ihrem Lager empor; sie hob ihre Hände und Augen zum Himmel, und rief, von Seelenangst gefoltert: „Erinia, mein Beschützer, Sohn des Himmels! wo weilst du?“ —

In dem Augenblick erschien der Brahmine, welcher den Auftrag hatte, sie zum Opfertode zu führen. Schon sprach er die Schreckensworte: „Folge mir!“ Schon streckte er den rechten Arm aus, um die Zögernde zu ergreifen, aber plötzlich stürzte er wie todt zur Erde. Das Gespenst Arvalan erschien. Wuth und Hohn sprühte aus den wildrollenden Augen, und ein bläulich gelbes Höllenlicht umfloß die scheußliche Gestalt.

Aber nicht vergebens hatte die Jungfrau den Schutzgeist gerufen. Er brach hervor, wie der Blitz aus einer Wolke, ergriff das, in einen menschlichen Leib gehüllte verruchte Gespenst, trug es bis zur höchsten Zinne des Tempels empor, und stürzte es dann zur Erde, daß es in seinem Blute schwamm. Aber in diesem Augenblicke zeigte sich die furchtbare Zauberin Lorrimte, umgeben von einer Legion böser Geister, denen sie zurief: „Ergreifet ihn!“ Da stürzte sich das Heer der Dämonen, einem Wirbelwinde gleich, auf den Schutzgeist. Er vermag es nicht, einer Legion böser Geister zu widerstehen; weder sein Flammenschwert, noch seine Macht reichen in dem zu ungleichen Kampfe aus. Erinia, der Siegreiche, wird überwältigt, gefesselt, und zu Lorrimten's Füßen gelegt. Auf ihren Ruf belebt sich Arvalan's Leib

auf's neue, und sie ruft dem ruchlosen Gespenste zu: „Erblicke hier deinen Feind! In die alten Grabmäler einer, unter den Wogen des Meeres liegenden Stadt will ich ihn einschließen, wo kein Mensch hinkommen, kein Gott ihm helfen kann. Dorthin traget ihn, ihr Geister, in den Aufenthalt endloser Verzweiflung! Ich selbst will ihn in den Gräbern festbannen. Du, Arvalan, bemächtige dich indeß deiner Beute!" —

Fort stürzten, dem Befehle gehorchend, die Dämonen, wie sausenden Sturmes Toben, und die Jungfrau blieb, verlassen von aller Hilfe der Erde und des Himmels, allein mit dem Ungethüm Arvalan. Aber sie selbst verließ sich in diesem schrecklichen Augenblicke nicht. „Yamen *)! (rief sie) rein und schuldlos nimm mich auf in dein stilles Reich!" Mit diesen Worten ergriff sie eine brennende Fackel, und steckte das Brautlager in Brand. Auffloderten die Flammen, und bald stand, von ihnen ergriffen, der ganze Tempel in Feuer. Heulend entfloh das Gespenst. Kailyal aber sprach: „Verzeiht, ihr Himmlischen, die That! Mir blieb kein anderes Rettungsmittel übrig, um der schändlichen Gewaltthat zu entgehen. Rein empfange mich das Todtenreich!" — Indem sie diese Worte sprach, eilte sie, sich in das dichteste Flammengewühl zu stürzen; plötzlich aber erscholl eine Stimme: „Kailyal, bleibe! Mein Kind! Dein Retter ist hier!" — Und durch Rauch und Flam-

*) Yamen, Gott der Unterwelt und Richter der Todten.

men drang Ladurlad hervor, bahnte sich einen Weg durch alle Hindernisse, umfaßte die Staunende mit kräftigen Armen, hob sie empor und trug sein Kind durch Glut und Feuer unversehrt aus dem Tempel.

18.

Ladurlad. Die Erde ist nun in die Macht der Bösen gegeben, und gehemmt ist alle Wirksamkeit der guten Geister.

Kailyal. Ach, mein Vater! Crinia entriß mich der ersten Gefahr; aber die bösen Dämonen bemächtigten sich seiner; sie brachten ihn in den Wohnort endloser Verzweiflung, sie schlossen ihn — so befahl ihre Meisterin — in die alten Gräber unter den Wogen des Meeres, wohin kein Mensch einen Weg finden, kein Gott ihm helfen kann.

Ladurlad. Rühmt sie dessen sich? hat sie ihn eingeschlossen in die alten Gräber und verläßt sie sich darauf, daß die Wogen des Meeres keinen Zutritt gestatten? Kurzsichtig ist das Auge der Verruchtheit, nichtig die Kraft der Thorheit. O mein Kind! Kehama's Verwünschung liegt auf meinem Haupte, aber die unsterblichen Götter, welche das Böse so lange dulden, bis es zur Erreichung des Guten, ihres weisen Zweckes, gedient hat, sie wenden Alles zu unserem Wohl.

Kailyal. So weißt du also, wohin sie den Schutzgeist brachten?

Ladurlad. In die Gräber jener Stadt, welche der mächtige König Baly in grauer Vorzeit erbaute. Sie glich an Schönheit und Pracht den Wohnungen der Götter, wie er selbst einem Gotte glich. Jahrhunderte lang kämpfte der Ozean gegen die Paläste der hochprangenden Königsstadt. Endlich gelang es der Flut, sich über sie zu verbreiten, nicht aber sie zu zerstören, da ihre Grundfesten zu gewaltig waren. Recht sagte die Unholdin, daß kein Weg den Menschen dahinführe, ich aber bin nicht dem Menschen gleich!

19.

Das entzückte Mädchen erhob dankend die Hände zum Himmel, und schlang dann jubelnd ihre Arme um den Nacken des Vaters, indem sie ausrief: »Komm! komm! laß uns eilen! Erinia leidet. Fort! fort!"

Sie wanderten von der frühesten Morgendämmerung bis zur einbrechenden Nacht, rastlos und von der freudigsten Hoffnung beflügelt.

Tage und Wochen flossen dahin, ehe sie das heißersehnte Ziel ihrer Reise erreichten. Endlich erblickten sie die Thürme der großen alten Stadt. Im Glanz der Mittagssonne schimmerten die goldenen Giebel der Paläste durch das grüne Gewässer hervor, das zwischen ihnen wogte, denn alle Zinnen und Dome der Stadt ragten über die Oberfläche des Meeres empor, ein mit Wehmuth erfüllender Anblick, indem man erkannte,

welche Wunderwerke die überwältigende Flut hier verschlungen hatte, da Monumente solcher Art die alte Herrlichkeit der ehemaligen Königsstadt bezeugten.

Dicht am Rande des Ozeans trotzte manches, in Felsen gehauenen Tempels Riesenkraft aller Brandung der rastlos ankämpfenden Wogen, die mit vergeblicher Gewalt an seine Grundveste schlugen. Einsam standen nun die Tempel, die einst bei schönen Opfertänzen von Gesang und Saitenspiel widerhallten. Jahrhunderte sind nun dahin geflogen, und es ertönt kein anderer Laut, als der Wogen dumpfes Tosen, die an das Ufer schlagen, und das heisere Brausen der Winde, die durch öde Höhlen ziehen, und mit der dumpfen Klage der Fluten ihren Trauerhall vereinigen.

Mit Ehrfurcht betrachteten unsere Wanderer die Werke der Vorwelt und näherten sich schweigend dem Ufer. Ladurlad jubelte nun über sein wunderbares Schicksal; er hob mit stolzem Gefühl seine Hände zum Himmel und rief: „Welche Macht hat mir deine furchtbare Verwünschung, schrecklicher Rehama, ertheilt! Ich danke dir nun.“ Hierauf wendete er sich zu dem Mädchen mit den Worten: „Du siehst, wie weit und wie ferne diese Thürme sich ausdehnen; ich werde lange suchen müssen, bis ich das finde, was ich suche; ich werde erst nach einigen Tagen zu dir zurückkehren können. Nimm indeß jene Höhle zu deinem Aufenthalt, und verwahre jeden Abend ihren Eingang mit großen Steinen gegen das Eindringen wilder Thiere! Bete vor dem

Einschlafen für uns Beide; sei dann ruhigen Herzens! Der Himmel wird die Schlafende beschützen."

Indem er dieß sagte, drückte er die Tochter segnend an sein Herz, ließ ihr seinen Mantel zur nächtlichen Decke zurück, und setzte den Fuß in die Meereswellen. Die Wellen, Kehama's Verwünschung gehorchend, wichen vor dem Schreitenden zurück, und er ging auf trockenem Boden. Kailyal stand am Ufer, sah, wie die Wellen sich über dem Haupte des in die Tiefe hinabsteigenden Vaters wieder schloßen, faltete die Hände und betete weinend.

Tage verfloßen. Sie saß am Ufer, so lange die Sonne schien; wenn die Dämmerung dunkelte, ging sie in die Höhle; ein Fels war ihr Bette, das Sternenlicht ihre Nachtlampe, das Brausen der Wogen ihr Schlaflied.

Sieben Tage schmachtete sie mit zunehmender Angst nach des Vaters Rückkehr. Er kam nicht, und schon verzweifelte die Unglückliche, ihn je wieder zu sehen.

20.

Immer tiefer stieg Ladurlad hinab. Schon stand er auf dem Meeresgrunde, schon trat er in die große Königsstadt, über welche die Fluten einen krystallenen Dom wölbten. Bewundernd weilten seine Augen auf den ehernen Thoren und Portalen, auf den kolossalen Pilastern, Säulen und Statuen von Göttern und Hel-

den, auf ungeheuern Paläſten und auf Tempeln, mit geheimnißvollen Sinnbildern und Basreliefs geſchmückt. Er wandelte durch breite, lange Straßen, welche, ſeit jenen Tagen der Vorwelt, kein menſchlicher Fuß mehr betrat, kein menſchlicher Fuß je mehr betreten ſollte. Furchtbare, tiefe Todesſtille herrſchte rings umher; die Sonnenſtrahlen drangen durch das hellgrüne Gewäſſer, welches die Quaderſteine des Bodens ſo rein hielt, daß keine Spur irgend eines Schlammes ſich zeigte.

Endlich gelangte Ladurlad zu dem Palaſte, welchen einſt der mächtige König Baly bewohnt hatte. Ein Garten hinter dem Palaſte, einſt ein ewig grünendes Paradies, in welchem unvergängliche Blüten mit gleichzeitigen Früchten aller Art an Duft, Farbenſpiel und Schönheit wetteiferten, zeigte ſich auch jetzt noch in entzückender Pracht, geſchmückt mit Lauben von hochroth glühenden Korallen und buntſchimmernden Muſchelgrotten. Lotusblumen, Waſſerlilien und andere Seepflanzen bildeten ſilberweiße und purpurne Blumenbeete, die ſich auf dem glänzenden Waſſerſpiegel ſchaukelten. Quellen ſprudelten, wie ehemals, aus bemoostem Geſtein, und farbig ſchimmernde Fiſche durchzogen das durchſichtige Gewäſſer, wie bunte Vögel den Luftraum beleben.

Nach langem Suchen erblickte Ladurlad endlich zwiſchen ſchwarzen Marmorwänden eine hohe Pforte von Erz. Vor derſelben ſtand das Bildniß des Todes auf einem Hügel von Kronen und Szeptern. Die Thorflügel ſtanden offen und zeigten eine breite Treppe, welche

in die Gruft der Könige hinabführte. In dem dunklen Grabgewölbe umfloß ein düsterrothes Licht die Sarkophage, welche eine lange Säulenhalle füllten. Das Licht kam aus den in der Höhe schwebenden Lampen von Karfunkel. Mit Schauder erfüllte hier den Wanderer das Bild des Todes, noch mehr aber das Leben, indem er die Gestalt des Schutzgeistes Erinia, mit Demantketten an einen Pfeiler am Grabmale des Königs Baly gefesselt, erblickte. Vor ihm lag ein furchtbares Ungeheuer, welches die Zauberin Lorrinite als Wächter dahin gebannt hatte. Der gräßliche Drache, mit stahlartigen Schuppen gepanzert und mit zischenden Schlangen umgeben, schießt funkensprühende Blicke, da er die Annäherung eines menschlichen Wesens bemerkt, und öffnet den, mit drei Reihen von Zähnen versehenen, glutdampfenden Rachen, gierig, sein Opfer zu verschlingen. Nun erhebt sich das Ungeheuer, erfaßt den muthigen, aber waffenlosen Ladurlad mit den Krallen, drückt ihn umschlingend an sich, und setzt die Zähne in seinen Nacken, um seine Gebeine zu zermalmen und sein Lebensblut zu saugen. Bei so ungleichen Kräften mußte Ladurlad wohl in kurzer Zeit erliegen, hätte ihn nicht auch jetzt Kehama's Zauberfluch geschützt, der unter andern Verwünschungen gegen ihn auch die Worte aussprach:

„Kein Schlangenbiß vergifte dein Blut!
Dich tödte keines Raubthiers Wuth!"

Diese Worte, die zu Ladurlad's Qual und Verderben dienen sollten, gereichten jetzt zu seiner Rettung.

Vergebens bot der Drache all seine Kräfte, all sein Gift auf; er vermochte es nicht, den Kämpfer zu tödten. Drei Tage und drei Nächte währte der Todeskampf im Grabgewölbe. Immer schwächer wurden die Kräfte des Ungeheuers, und es sank endlich, von der Macht des so lange entbehrten Schlafes überwältigt, wie leblos zu Boden. Den Augenblick benützend, ergriff Ladurlad ein, am Grabmale des Königs Baly hängendes Zauberschwert, und führte einen gewaltigen Hieb nach der Demantkette, welche den Schutzgeist gefesselt hielt. Die Kette zersprang, und Erinia verließ mit seinem Befreier die Gr

---

21.

Schon sank die siebente Nacht zur Erde. Kailyal ging jetzt nicht mehr in ihre Höhle, deren Schutz sie sonst bei einbrechender Abenddämmerung gesucht hatte. Nun stand sie, einem Marmorbilde gleich, am Ufer des Meeres, die Augen zu den Wellen gesenkt, welche im weißen Mondlicht vor ihr glänzten, und ihr leises Aechzen vermischte sich mit dem Klagelaut der sie umsäuselnden Nachtlüfte.

Dieß war die Nacht, in welcher dem guten König Baly gestattet war, die Erde zu besuchen, um dem Feste beizuwohnen, welches die Nachkommen seiner dankbaren Unterthanen dem Andenken ihres geliebten Fürsten jährlich zu feiern pflegten.

Der Schatten des Hochverehrten schwebte, in eine

ätherische Hülle gekleidet, einher, als die trauernde Jungfrau wehklagend am Ufer stand. In ihrer Nähe erblickte Baly aber zwei gräßliche, feindselige Wesen: Arvalan und Lorrinite, harrend, um sich ihrer Beute zu bemächtigen. Baly weilte, das Ende zu erwarten. Aus den Fluten erhoben sich die Gestalten Ladurlad's und Erinia's. Das Mädchen stürzte mit einem Schrei des Entzückens in die Arme des jubelnden Vaters; da erscholl plötzlich eine dumpfe Stimme, und sie vernahm die Worte: „Weg von ihm, du bist mein!" — Kailyal wendete sich und erblickte Arvalan's Schreckengestalt. Todesschauer durchbebte ihr Innerstes; die Stunde der Freude sollte die Stunde ihres grenzenlosen Unglücks werden!

Das scheußliche Gespenst erfaßte die Zitternde mit grimmiger Gierde, und Lorrinite, deren gellendes Hohngelächter erscholl, rief ihre bösen Dämonen herbei, die sich Ladurlad's und des Schutzgeistes bemächtigten. In diesem Augenblick rief eine, Ehrfurcht und Gehorsam gebietende Stimme: „Entweicht, Verruchte!" Und sieh! es zeigte sich König Baly's in blendender Glorie strahlende Majestät. Heulend entfloh die Zauberin. Auf Baly's Wink öffnete sich die Erde, und hinab stürzte das Gespenst Arvalan in die unermeßliche Tiefe der Unterwelt zu gerechter Strafe und zu endlosem Weh.

22.

Kaum hatte die geborstene Erde sich wieder geschlossen, als Kehama mit der Schnelligkeit des Blitzes erschien. Den Augen des Wüthenden entsprühten Funken, welche das Mondlicht verdunkelten, und sein Fuß stampfte den zitternden Erdboden; aus dem Abgrunde erscholten aber Valy's Worte: »Noch hast du, Rajah, das Reich der Unterwelt nicht besiegt! Die Erde und das Paradies sind dein, aber, so lange du dich des Thrones der Hölle nicht bemächtiget hast, hält Yamen seinen Sohn in ehernen Banden.« —

In Kehama's Innerstem loderte die Flamme des Zornes gegen seinen Sohn auf, und er rief: »Ließ der Thor sich mit ehernen Banden fesseln? Er dulde denn, wie er's verdient! Du aber wagst mir zu trotzen? Höre mich, Yamen! Bereite mir deinen Thron, bereite mir den Trank der Unsterblichkeit, wenn ich deinen Sitz einnehmen und meinen Fuß auf deinen Nacken setzen werde!« —

Indem Kehama's Donnerstimme diese Worte kaum gesprochen hatte, fiel sein Blick auf die Jungfrau, die, zum Himmel emporblickend, schweigend und gedankenvoll stand. Sein Zorn schwand, während seine Augen sich auf die schöne Unglückliche hefteten. Kailyal's schüchterne Mienen schienen den von Bewunderung und Leidenschaft Ergriffenen zu fragen, welches Schicksal sie zu erwarten habe? Ladurlad aber heftete Blicke voll

stolzer, triumphirender Verachtung auf den Rajah, welcher nun das Wort nahm:

„Ladurlad! Ich und du — wir haben Beide zugleich den Willen des Schicksals vollzogen, jeder von uns ohne zu wissen, zu welchem Zweck. Da nun aber meine Herrschaft über Erde und Himmel feststeht, so sei unsere Feindschaft geendet! Ich nehme den Fluch von deinem Haupt." —

Indem er also sprach, erlosch das Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, und aller Schmerz verschwand so plötzlich, daß Ladurlad erstaunte ob des unerwarteten Wechsels.

Kehama wandte sich nun aber zu dem Mädchen und sagte: „Jungfrau ohne Gleichen, erhaben an Schönheit über alle Töchter der Erde, bestimmt zu dem herrlichsten Lose! laß dein Herz jubeln im Hochgefühle gerechten Stolzes! Das Schicksal hat dich, Glückliche, zu Kehama's Braut erkoren, zur Königin des Himmels und der Erde. Komm, du Hochbegabte! theile mit mir die Unsterblichkeit und den Thron der Welt!" —

„Nie — nie — nimmermehr, mein Vater! (rief Kailyal). Es ist nicht so, wie er sagt, — es kann nicht sein! Ich — ich seine Braut — nun und nimmer!"

Bei diesen Worten rief Kehama mit wild auflodernden Ingrimm: „Berathe deine Tochter! sage ihr, daß du nun vom Fluche frei bist, und lehre sie, ihrem günstigen Schicksale sich dankbar fügen! Lehre sie ihren Trotz beugen, denn das Schicksal fordert unterwürfigen Gehorsam! Sage ihr, daß, wenn sie diesen verwei-

gert, deines Fluches schreckliche Wirkung sogleich wieder beginnt!" —

»Sie bedarf nicht meines Rathes (erwiederte Ladurlad). Eitel sind deine Drohungen; denn, mag auch die Welt sich deiner Tyrannei beugen, — Tugend und Wille sind frei! So haben die Götter es in ihrer Weisheit beschlossen, als sie den Menschen schufen. Mag da kommen, was will, dieß ist unser Fels der Stärke. Kein Leiden, kein Uebel vermag den Geist der Guten nieder zu beugen; er wird, was immer er auch erdulden muß, Sieger bleiben im Kampfe mit dem Bösen." —

„Hartnäckige Thoren! (rief Kehama). Mein und des Schicksals Wille muß vollzogen werden, und ihr widersteht vergebens. Nehmt indeß euern verdienten Lohn, bis wir uns wieder sehen!" —

Indem er dieß sagte, schwang er seine Hand gegen sie, voll von Verwünschungen; dann erhob er sich und verschwand im Luftraum.

22.

Kehama war kaum entschwunden, und schon zeigte sich die schreckliche Wirkung seines Fluches. Mit neuer Gewalt fing das wilde Feuer in Ladurlad's Gehirn und Herzen zu wüthen an. Er stieß einen Schrei aus, — aber nicht über sein eigenes Leiden, sondern über einen Anblick, der sich ihm darstellte, indem er Kailyal's Antlitz und ihre ganze Gestalt mit einem Abscheu erregen-

den Aussatze bedeckt sah, welcher die Blume ihrer Schönheit, plötzlich entstellend, zerstörte. Nur sie selbst bemerkte die häßliche Veränderung, eine Folge von Kehama's Fluche, an ihrem Leibe nicht. Sie fühlte nur den Schmerz des Vaters. Als sie endlich ihre eigene Entstellung gewahr wurde, blickte sie zum Himmel und sagte: „Furchtbarer Kehama! Deine Wuth, dich an mir zu rächen, hat mir eine Wohlthat gewährt. Danken muß ich dir, denn der Verlust einer Schönheit, die mir und meinem Vater so grenzenlose Leiden verursacht hat, schützt mich nun vor tausendfältigem Unglück. Sicher und ungefährdet werde ich nun durch das Leben wandeln!" —

Eine einzelne Thräne drängte sich gewaltsam aus dem Auge der Jungfrau, dann aber hob sie freudigen Stolzes das Antlitz zum Himmel empor, und der Sieg über den flüchtigen Schatten weiblicher Eitelkeit war errungen.

Indeß war Erinia bis zum Throne des Gottes Schiva gedrungen, welchen ein Meer von blendendem Lichtglanze umgab. Vor der Seele desjenigen, der sich ihm nähern durfte, schwand alles Irdische wie ein Traum der Nacht dahin, und die Ruhe des reinsten Glückes erfüllte sein Innerstes. Aus der Glorie des Heiligthums erschollen wie Himmelsmelodie dem anbetenden Schutzgeiste die Worte:

»Ihr, die ihr leidet, duldet, wandelt hin zu Yamens Thron. Heilmittel bietet er für jedes Weh, und was auf Erden Leid und Mißklang ist, verwandelt er in Freud' und Harmonie."

24.

Erinia's Schwingen entfalteten sich im Schimmer des Regenbogens und trugen den Sanftschwebenden zur Erde hinab. Er stand nun an dem Ufer, von welchem er sich himmelan erhoben hatte. Kailyal trat ihm mit dem Lächeln milder Wehmuth entgegen, Kehama's Werbung und die Ursache ihrer Entstellung mit leiser Stimme meldend.

„Verzage nicht, himmlisches Wesen! (sprach der Schutzgeist). Hochmuth und Laster, seien sie hienieden auch noch so lange übermächtig, sie werden und müssen endlich doch erliegen, und siegen wird und muß endlich die Tugend und das Recht. Folge mir, Ladurlad! folge mir, Kailyal! Laßt uns gehorchen Schiva's Gebot. Wir sollen wandeln in Yamen's Reich, zu trinken dort Amreta, den Trank der Unsterblichkeit. Folgt mir!"

Und sie traten muthig die Wanderung in das Todtenreich an. Endlich standen sie am Rande der Erde. Ein ungeheurer bodenloser Abgrund gähnte ihnen entgegen. Wildes Tosen und Heulen unterirdischer Gewässer scholl aus der Tiefe, und ein dichter Qualm, schwärzer als die Gewitternacht, stieg empor.

Ladurlad und Kailyal zitterten; eiskalter Schauder durchdrang ihr Gebein. Erinia betete; die Strahlen der zum Himmel erhobenen Augen schienen Worte des Geistes zu sein. Dann umschlang er den Vater und die Tochter mit ausgebreiteten Flügeln; ein Schwung,

und die grundlose Tiefe der Nacht nahm die Verschwundenen auf.

23.

Nachdem sie lange immer tiefer und tiefer gesunken waren, hörte das Brausen und Tosen der Gewässer auf, die Nacht schwand, und ein fremdartiger Schimmer verwandelte sich allmälig in hellen Lichtglanz. Hier endigte sich Kehama's Macht, folglich auch die Wirkung seines Fluches. Das wilde Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, erlosch, und Kailyal prangte wieder im Schmucke ihrer himmlischen Schönheit. Sie standen am Ufer eines spiegelglatten Sees, welcher die Grenze des Todtenreiches bildete. Hier schwebten die Schatten derjenigen, welche vor der Zeit des ihnen bestimmten Lebensziels den Leib eigenmächtig zerstört hatten. Sie harrten nun trauernd des Augenblickes, welcher sie vor Yamen's Thron rufen würde, um den entscheidenden Urtheilsspruch über ihr künftiges Schicksal zu vernehmen. Hier weilen auch die Schatten derjenigen, die zwar nicht den Lastern aus Hang zum Bösen fröhnten, auch nicht mit gräßlicher Lust Verbrechen auf Verbrechen häuften, doch aber, den Leidenschaften sich blindlings hingebend, sich selbst ins Verderben stürzten, und Andere mit sich rissen. Sie erkannten nun, sich selbst verwünschend, alle Uebelthaten, die sie auf Erden verübt hatten, und bebten vor

der ihnen drohenden Strafe, deren Vollzug sie, wehklagend, jeden Augenblick erwarteten.

Cadurlad und Kailyal schauderten bei dem Anblick der jammervollen Erscheinungen. Erima bedeckte die vor Schrecken Erstarrten mit seinen Schwingen, und schwebte mit ihnen über den See. So gelangten sie an die eherne Pforte, hinter welcher das Schreckensreich der — der ewigen Verdammniß Verfallenen sich unermeßlich ausdehnte.

16.

An der Pforte stand der riesige Wächter des Höllenreiches, Nerody der Furchtbare. Als dieser die Ankommenden erblickte, rief er, von Erstaunen ergriffen, mit dumpfer Stimme: „Wer bist du, Sohn des Lichtes? was führt dich und diese Beiden in das Reich der Qual und der Verzweiflung? Kann das Ohr eines Himmlischen den Weheruf der Unglückseligen, kann das Auge eines Himmlischen den Anblick dieser Schreckensscenen ertragen? Kann lebendiges Fleisch unversehrt durch dieses wilde Feuer wandeln?“ —

Ihm erwiederte der Schutzgeist: »Nerody! Wächter des Höllenreiches! Wir gehorchen dem Befehle Schiva's; er, dessen Blick die Zukunft durchdringt, er sendet uns hieher, Ramen's schwankendem Throne Rettung und Sicherheit zu bringen, Rahama's Macht und Uebermuth zu bezwingen. Geleite uns!“

Plötzlich erschien ein Muschelwagen von Demant, mit zwei schwarzen Schwanen bespannt; und auf demselben lagen zwei hellglänzende weiße Mäntel.

»Nur in diesem Kleide,« sagte Nerody, »könnet ihr, Kinder der Erde, unversehrt durch die Feuerfluten zu Yamen's Throne gelangen.«

Ladurlad und Kaylial hüllten sich in das schützende Gewand, bestiegen den diamantenen Wagen, und setzten sich zu beiden Seiten des Schutzgeistes, dessen Schwingen sie bedeckten.

Die Pforte öffnete sich, und der Wagen flog hin, von unsichtbarer Macht gelenkt. Die tiefste Finsterniß herrschte ringsumher; nur vor dem Wagen schwebte ein dunkelroth glühendes Phantom, welches die Finsterniß gleichsam sichtbar und noch furchtbarer machte. Der Weg zog sich zwischen einem ungeheuern Felsenwall von Erz und Urgranit dahin. Endlich breitete sich das unermeßliche Todtenreich, von düsterm Feuerglanz beleuchtet, mit allen seinen Schrecken aus. Der Wagen flog über eine Brücke von Stahl, über einen hochaufloedernden Flammenstrom gebogen; dann glitt er abwärts, immer tiefer und tiefer. Heulen und Brüllen scholl aus dem Abgrunde herauf, ein Chor der Verzweiflung! Tausende und Tausende der Verruchten riefen den Namen Kahama's, und forderten ihn auf, unter zahllosen Verwünschungen ihrer Qualen, zu ihrer Rettung aus ewiger Verdammniß herbeizueilen. Alle Höllengewölbe wiederholten ihr Geschrei, ihre Flüche. Endlich erblickten sie Yamen's Thron auf einem hohen De-

mantelſen im Mittelpunkte des Schreckensreiches. Feuerfluten umgaben den Fels, geſpenſtiſche Rieſengeſtalten den Thron, der einem Grabmal von ſchwarzem Marmor glich. Auf demſelben ſaß Yamen, auf der oberſten Stufe Baly, der unerbittliche, aber gerechte Richter der Todten. Ihm zur Seite ſtand ein leerer Thron von geſchmolzenem Gold; ihn ſtützen drei, gleich düſtern Feuerkohlen glühende Geſtalten mit emporgehaltenen Armen, zur Strafe für gräßliche Verbrechen, welche ſie im Leben auf der Oberwelt verübt hatten. Hinter ihnen brütet eine Wolke, unbeweglich und ſo ſchwarz, daß alle Gluten und Flammen ſie zu erhellen nicht vermögen. In dieſe Wolke hüllt ſich die Strafgöttin Azyoruka, welche jeden, durch den Spruch des Todtenrichters der ewigen Verdammniß Verfallenen mit Rieſenarmen ergreift und in den Abgrund der Verzweiflung und des Verderbens ohne Ende ſtürzt.

Hier entſtieg Erinia mit ſeinen Schützlingen dem Wagen, beugte ſich dreimal vor dem Beherrſcher der Unterwelt, und ſagte: „Auf Schiva's Gebot bringe ich dieſe Flehenden, verfolgt von dem Tyrann der Oberwelt, zu dir, daß du ihnen Schutz gewährſt gegen Kehama, den allgewaltigen Rajah, der die Erde unterjocht, des Paradieſes ſich bemächtiget hat, und nun in ſeinem ruchloſen Uebermuth auch hier erſcheinen wird, das Reich der Unterwelt zu beſiegen, hier, wo die Macht des Schickſals ihm das Ziel ſetzen wird.

Yamen erwiederte: „Die Stunde der Entſcheidung naht. Harret, duldend und gläubig!“

27.

Indeß hatte Kehama, der allgewaltige Beherrscher der Erde, sich durch seine Zaubermacht auch des Wohnsitzes der Götter bemächtigt, und er kam nun, mit allen Attributen eines Gottes gerüstet, in die Unterwelt, um auch ihr Gebieter zu werden. Schon begann der Kampf mit Yamen. Die Finsterniß der schwärzesten Nacht umgab die Kämpfenden. Todesstille und Schauder herrschten im Höllengebiete. Bald war der unsichtbare, grauenvolle Kampf entschieden. Düsterrothe Glut erhellte das Dunkel. Zu Kehama's Füßen lag Yamen; der siegende Rajah setzte seinen Fuß auf den Nacken des Besiegten, und prangte, auf dem Grabmal sitzend. Nun erblickte er den ihm gegenüberstehenden, von den drei glühenden Gestalten gestützten goldenen Thron, und er rief ihnen mit gebieterischer Stimme zu: „Wer seid ihr? für wen hat das Schicksal den Herrscherthron bestimmt? und warum sind euer nur drei?" —

Ihm antwortete die erste Gestalt: „Ich, der auf Erden kein Verbrechen scheute, um Schätze auf Schätze zu häufen, ward verdammt, hier ewig meine Verbrechen zu beweinen!"

Die zweite sprach: „Ich, der als Eroberer meinen Menschenbrüdern unzählige Leiden verursachte, ich, der ich unrechtmäßig einen geraubten Thron bestieg und als Tyrann herrschte, — ich ward verdammt, hier ewig meine Verbrechen zu beweinen."

Und die dritte: „Ich, der die Unschuld mordete,

das Recht und alles Heilige mit Füßen trat, ... ich ward verdammt, hier ewig mein Verbrechen zu beweinen. Und sieh! wir sind nur unser drei. Ein Vierter muß noch kommen, unsere Qual zu theilen, den vierten Theil der Last auf sich zu nehmen, damit Bamen's Thron in seiner Herrlichkeit erhaben wieder prange. Er muß uns Schuldbeladenen gleich seyn an Schuld. Kehama, komm! Wir harren deiner schon zu lange!" —

Kehama erwiederte die schauderhafte Aufforderung mit schallendem Hohngelächter, und wendete sich an die bebende Kailyal mit den Worten: „Du, die sich vor mir hieher geflüchtet, Ohnmächtige! erkenne nun, wie fruchtlos jedes Wesen sich meinem Willen widersetzt! Mein mußt du seyn. Bestimmt bist du vom Schicksal, den Becher der Unsterblichkeit mit mir zu trinken und den Thron der Welt mit mir zu theilen. Ergieb dich, und reize nicht meinen Zorn zu deinem Verderben!" —

Kailyal antwortete: „Du bist allgewaltig, Kehama, und zu deinen Füßen liegt die Welt; doch wisse: das entschlossene Herz und der tugendhafte Wille — sie sind frei! Nie, Rajah, nie kann zwischen dir und mir Gemeinschaft seyn!" —

Kehama erwiederte: „Noch einmal, Verhörte, leg' ich's dringend dir an's Herz, nur einmal noch! Erblicke hier den goldenen Thron! Hier sollst du mir zur Seite sitzen. Nimmst du als meine Braut den Platz hier willig ein, so lege ich das Schönste der Erde zu deines Vaters Füßen, und er soll König seyn. Weigerst du dich, so soll er sogleich als die vierte Stütze dieses

Thrones ächzend und jammernd hier stehen, und kein Flehen soll mich zur Gnade je bewegen.“

Kailyal verneinte schweigend; Ladurlad schloß sie in seine Arme. Da befahl Kehama, in wilden Grimm auflodernd, den Amreta-Becher zu bringen, und sprach, zum Grabmale gewendet: „Oeffne dich! gib heraus dein Kleinod!“

24.

Seinem Befehle gehorsam, öffnet sich das Monument; in seiner Marmorhöhlung liegt ein ungeheures, gräßliches Gerippe. Kehama ruft: „Gib mir den Becher!“ — Sogleich erhob sich die grauenhafte Knochengestalt aus ihrer Ruhe, streckte einen Riesenarm aus, reichte dem Rajah den Becher, und sprach mit dumpfem Ton: „Nimm hin und trinke! Für dich und für Kailyal allein ist er bestimmt!“ —

Kehama setzte den Becher an den Mund. Während er trinkt, rufen die drei Glutphantome:

„Kehama, komm! wir harren
Deiner schon zu lang!“

Der Unglückliche wußte nicht, daß die Eigenschaft des Trankes sich verändere, je nachdem der Trinkende gut oder böse ist. Er wollte dadurch unsterblich werden; er ward es, — aber nur zu seiner ewigen Qual. Indem die Glut endloser Leiden sein Innerstes durchströmte, erglühte auch sein Körper wie geschmolzenes Gold, und die drei Glutsäulen des Thrones riefen mit gräßlichem Geschrei:

„Komm, Bruder, komm!
Wir harren deiner schon zu lang.
Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Last.
Komm, Bruder, komm!
Wir sind nun unser Vier.“ —

Erliegend der Macht des Schicksals, die ihn auf diesem Punkt in diesem Augenblick erreichen mußte, gab Kehama, die Beute plötzlicher Verzagtheit und das Gegentheil von dem, was er war, den Becher dem Weingerippe zurück und nahm die leere Stelle der vierten Thronstütze ein. Yamen besiegt schweigend seinen goldenen Thron.

Nun befahl das Weingerippe auch dem zitternden Mädchen vom Amreta-Becher zu trinken, den Willen der Götter zu erfüllen und ihr Schicksal zu erwarten. Gehorchend ergreift sie mit bebender Hand den Becher. Furcht und Erstaunen durchschauern ihr Innerstes, aber die Hoffnung der Gläubigen siegt. Sie läßt sich auf die Knie nieder, erhebt die Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel, und spricht: „Ihr Himmelsmächte! ihr kennet meinen schuldlosen Willen, ihr kennet die Reinheit meines Herzens. Ihr lenket Alles, was da lebt und ist; wozu soll mir die Furcht?“

Sie hob den Becher an die blassen Lippen und trank. Das Auge der Gnade strahlte auf sie, wie der Mond auf die Silberfläche der reinsten Quelle. Indem sie in heiliger Entzückung kniet, löst ihr irdisches Wesen sich in

ätherischen Duft auf, nur das himmlische bleibt: der Geist und die zur Vollkommenheit geläuterte Liebe. Erinia ruft in der Ueberfülle seines Entzückens aus: „Nun bist du mein, auf ewig mein!“ — Kailyal vermag nichts zu erwiedern, als die Worte: „Auf ewig dein!“ Und Yamen spricht: „Tochter der Erde, nun des Himmels Kind! Wandle hin mit deinem himmlischen Gefährten, dem Genossen deiner ewigen Seligkeit, in den Paradieseslauben dich endloser Wonne zu erfreuen!“

Kailyal zögerte, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihre Augen zum Vater hingewendet, streckte sie nach ihm die Arme aus. Yamen sprach zu ihr die tröstenden Worte:

„Blicke nicht nach ihm zurück in der bangen Trennungsstunde! Wiederfinden wirst du ihn in der Himmelslaube deiner Mutter.“ —

Ein Wolkenwagen nahm sie und den Schutzgeist auf, mit ihnen emporschwebend.

Yamen blickte mit segnendem Lächeln auf Ladurlad, der, sanft wie ein Kind, das sich, von keinem düstern Bilde gestört, von keiner Sorge gedrückt, vom langen Spiel ermüdet, hinlegt und einschläft, — in süße Ruhe dahinsank.

Yamen sprach: „Selig sei dein Schlummer, noch seliger sei dein Erwachen! Ein Himmelsmorgen strahle aus deiner Erdennacht!“ —

Und Ladurlad erwachte in Pedillians Paradieseslaube, und er fand Alle, die er liebte, um sich nimmer von ihnen zu trennen.

Der himmelblaue Domino.

Erzählung.

(Frei nach Marryat.)

An einem schönen Herbstabende ging ich mit meinem Freunde Alfred auf dem Hauptplatze der Stadt Massa spazieren. Interessante Gegenstände der Vergangenheit und der Gegenwart, der Heimat und des Auslandes, beschäftigten uns so sehr, daß wir ganz überrascht das Blinken der Sterne am dunkelnden Himmel erblickten. Da sprang Alfred plötzlich von der Bank empor, auf welcher wir schon über eine Stunde lang saßen, und wünschte mir gute Nacht.

Ich. Wohin gehst du, Alfred?

Alfred. Ich hätte beinahe vergessen, daß ich diesen Abend eine Bestellung habe. Ich versprach Jemanden, ihn auf dem Maskenball der Marchesa di Cesto zu treffen.

Ich. Bist du denn dieser Dinge noch nicht müde? Höchst zuwider sind mir diese Masken, die vielfarbigen Domino's, diese schwerfälligen Harlekins, diese linkischen Colombinen, diese bäurischen Landmädchen, diese städtischen Bauern, diese häßlichen Göttinnen der Schönheit, diese unkeuschen Dianen, diese Heben im Großmutter-Alter, diese langweiligen Türken und steifen Spanier u. s. w.

Alfred. Ganz recht, und dazu kommt noch, daß das Leben selbst eine Maskerade ist; aber — ich habe

die Bestellung einmal angenommen; sie ist von Wichtigkeit — und ich muß Wort halten.

Ich. So wünsche ich dir denn eine gute Unterhaltung und viel Glück. Leb' wohl!

Alfred eilte fort; ich blieb noch ein halbes Stündchen auf der Bank sitzen, und ging dann langsam nach Hause. Als ich eintrat, gab mir Antonio, mein Diener, eine Einladungskarte von der Marchese. Ich legte sie bei Seite und nahm ein Buch zur Hand; allein das Gerassel der Wagen, die unter meinem Fenster dahinrollten, störte mich im Lesen so unaufhörlich, daß ich das Buch wegwarf, mich ans Fenster setzte, und die Equipagen ansah. »O närrische Welt!« dachte ich mir, indem ich dieses tolle Treiben erblickte. „Und im Getümmel dieser unzähligen Thoren soll mein Alfred eine wichtige Bestellung haben?" — Mir fiel nun der Reichthum der Marchesa ein, der prächtige Palast, in welchem der Maskenball gegeben wurde, und der Glanz, welcher dabei herrschen würde. Das Gefühl meiner Einsamkeit bildete dagegen einen gewaltigen Kontrast. Dort Alles so lebendig und lärmend, bei mir Alles so todt und still! Ich klingelte und rief dem eintretenden Antonio zu: „Laß' einspannen, und bringe mir sogleich einen Domino, und zwar, wo möglich, einen schwarzen!" —

Antonio ging; er kam aber so spät zurück, daß bei seiner Ankunft mein Wagen schon vor dem Thore stand.

„Signor!“ sagte er, „mir thut leid, sehr leid, ich bin aber in alle Buden der ganzen Stadt gelaufen, und konnte dennoch keinen Domino mehr finden, als diesen einzigen himmelblauen, der noch übrig geblieben war.“

Ich. Einen himmelblauen! Es sind gewiß auf der ganzen Maskerade nicht zwei himmelblaue Domino's zu sehen. Ich könnte eben so wohl ohne Maske gehen, und der ganzen Gesellschaft meinen Namen nennen.

Antonio. Sie können unter einem himmelblauen Domino eben so unerkannt bleiben, als unter einem schwarzen, wenn Sie sich nicht selbst verrathen.

Ich. Sehr wahr! Gib mir die Maske!

Ich zog den himmelblauen Domino an, sprang in den Wagen und fuhr nach der Villa der Marchesa. Der lange Baumgang, welcher zu dem Hauptthore des Palastes führte, war mit vielfarbigen Maskugeln erleuchtet, welche guirlandenartig von Zweig zu Zweig hingen. Die Harmonien eines großen Orchesters wogten aus der Eingangshalle durch die stillen Lüfte dahin. Als ich die breite Marmortreppe überstiegen hatte, und in den hohen Vorsaal trat, erstaunte ich über die daselbst herrschende Pracht, den guten Geschmack in der Anordnung des Ganzen und den ungeheuren Aufwand.

Die Hauptfronte des Gebäudes war von einem

Lichtmeere der buntfarbigsten Lampen so taghell überflutet, daß man einen von Genien aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen erbauten Zauberpalast zu erblicken glaubte, dessen blendender Glanz durch den Kontrast der in einiger Entfernung ringsumher brütenden Finsterniß noch mehr verstärkt wurde; Gruppen von Charaktermasken und Domino's wandelten auf und nieder, nach allen Richtungen, die meisten jedoch nur bis zum Anfang der dunkeln Plätze, wo sie wieder umkehrten; nur einige wenige Paare verfolgten den Weg noch weiter dahin, wo sie weder Späher noch Horcher zu befürchten hatten.

Ich machte zweimal die Runde durch den Saal, und stieg dann wieder die Treppe hinab, um mich im Freien abzukühlen. Plötzlich fühlte ich meine Hand von einer Maske in rosafarbenem Domino ergriffen und herzlich gedrückt, mit den Worten: „Wie freut's mich, dich zu sehen! Wir fürchteten schon, du würdest nicht kommen. Leb' wohl! Ich komme sogleich wieder." —

Die Maske verschwand augenblicklich im Gedränge. Ich glaubte in derselben meinen Freund Alfred zu erkennen, wunderte mich aber von ihm erkannt zu werden. Ich war kaum einige Schritte weiter gegangen, als ich einen leichten Schlag auf die Schulter erhielt. Vor mir stand eine weibliche Maske, die, auf den ersten Blick und nach ihrer Stimme zu urtheilen, jung und schön zu seyn schien.

»Stille!« sagte sie, den Finger an die Lippen legend, »folge mir!« —

Ich folgte schweigend. Wer konnte einem solchen Rufe widerstehen?«

Als wir aus dem Gedränge waren, sagte die schöne Maske: „Du bist spät gekommen.“

„Ich habe mich erst vor einer Stunde entschlossen, hierher zu kommen,“ erwiederte ich.

Sie. Ich fürchtete schon, du würdest gar nicht kommen. Alfred behauptete aber das Gegentheil, und er hatte recht. Er hat, wie er mir sagte, eben jetzt mit dir gesprochen.

Ich. Wie! Alfred war der rosafarbene Domino?

Sie. Ja. Ich muß aber nun fort; mein Vater sucht mich. Alfred gibt sich indeß Mühe, ihn zu unterhalten. In einer halben Stunde spricht er dich wieder. Hat er dir schon gesagt, was geschehen ist?

Ich. Kein Wort davon!

Sie. Wenn er dazu nicht Zeit findet — und ich zweifle sehr, daß er sie finden wird, weil er mit den Zubereitungen vollauf beschäftiget ist, — so schreibe ich dir, wenn ich kann, einige Zeilen, um die Sache aufzuklären, oder wenigstens dir zu sagen, was zu thun ist. Ich bin voll Furcht und Angst. Wir bedürfen sehr deines Beistandes. Adieu! —

Die schöne Unbekannte flog davon. »Potz Element!« murmelte ich in mich hinein, »was soll das bedeuten. Alfred sagte wohl, daß er eine Bestellung habe, er hat mich aber nicht zu seinem Vertrauten gemacht.

Es scheint sich in dieser Nacht etwas ereignet zu haben, was ihn meinen Beistand zu suchen veranlaßt. Gut! Er soll ihn haben." —

Eine halbe Stunde schlenderte ich auf und ab zwischen den Orangenbäumen, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruche erfüllten, und ich überdachte, was mein Freund beabsichtigen und was das Resultat einer Intrigue seyn könne in einem Lande, wo die Dolche der Liebe dicht auf den Fuß nachfolgen. Plötzlich näherte sich mir der rosafarbene Domino wieder, und flisterte, indem er mir, sorgsam umherspähend, ein Papier in die Hand steckte: »Lies dieses nachher! Nach einer Stunde finden wir uns auf dieser Stelle wieder. Bist du bewaffnet?" —

„Nein!" erwiederte ich; „aber Alfred —"

»Es wird wahrscheinlich nicht nöthig seyn; dessen ungeachtet aber nimm diesen hier! Ich kann nicht verweilen."

Mit diesen Worten steckte er mir einen Dolch in die Hand, und entfernte sich abermals in größter Eile.

„Eine geheimnißvolle Geschichte!" dachte ich mir, „indeß — dieses Papier wird Alles aufklären. Auf jeden Fall ist die Sache gefährlich, sonst hätte er mir nicht diese Waffe gegeben."

Indem ich den Dolch nun an die nächste Lampe hielt, und seine Scheide untersuchte, erblickte ich einen neben mir stehenden schwarzen Domino, der zu mir

sagte: „Er ist scharf genug; ich wette darauf. Ich habe dich in der Allee erwartet, in welcher wir uns zusammen bestellten. Befestige dieses Papier an sein Kleid! Er wird binnen einer Stunde hier seyn. Nach seinem Tode stecke ihm dieses Packet vorne an der Brust ins Gewand! Verstehst du? Verrichte dein Geschäft gut und denk' an die hundert Ducati! Hier ist mein Ring, den ich auslösen werde, sobald du dein Werk vollbracht hast. Die Anderen werden bald kommen. Das Losungswort ist: „„Primavera!"" — Warum hast du aber einen himmelblauen Domino? Er ist zu auffallend."

Der schwarze Domino verlor sich im Orangengebusch.

Ich stand, in Erstaunen versunken und beide Hände voll — mit zwei Papieren, einem Packet, einem Dolch und einem Diamantring. Ich sah deutlich, daß man mich verkannte, und daß man etwas Böses vorhabe, was ich vielleicht hindern könne. „Aber warum einen blauen Domino?" sagte er. Ich steckte den Ring an den Finger, den Dolch und das Packet in den Busen, und eilte nach dem Garten auf der andern Seite des Palastes, um das von meinem Freunde mir mitgetheilte geheimnißvolle Schreiben zu lesen. Schon war ich bis zur letzten Lampe jener Parthie gekommen; ich hielt das Papier zum Lichte; die Zeilen, in italienischer Sprache von weiblicher Hand geschrieben, lauteten:

„Wir haben beschlossen zu entfliehen, da wir hier, von Dolchen umgeben, keine Sicherheit finden. Wir

hoffen Verzeihung, sobald die Papiere, welche Alfred heute durch die Briefpost empfing, und welche er dir bei der nächsten Zusammenkunft übergeben wird, meinem Vater eingehändigt seyn werden. Wir bedürfen deines Beistandes, um unsern Schatz fortzubringen. Unsere Pferde stehen bereit; binnen wenigen Stunden sind wir in Sicherheit. Du mußt uns aber mit deinem Wagen nachkommen, und das mitbringen, was, sollten wir es selbst mitführen, unsere dringend nöthige Eile hemmen würde. Wenn du mit Alfred wieder zusammen kommst, wird er dir sagen, wo der Schatz verwahrt ist. Folge uns schnell und rechne auf unsere nie erlöschende Dankbarkeit!"

„Viola."

»Ich schreibe in größter Eile, da ich nicht von meines Vaters Seite weichen kann, ohne von ihm vermißt zu werden."

Alles, was ich in diesem Briefe las, machte mir die Sache, statt sie aufzuklären, noch dunkler. Ich öffnete nun auch das Papier, welches ich an das Kleid jenes Mannes heften sollte, nachdem ich ihn ermordet haben würde; ich hielt es ans Licht und las die, mit großen Buchstaben geschriebenen Worte: »Der Lohn des Verräthers."

Ich steckte das Papier in die Tasche, und mir fiel die Stelle in Viola's Briefe ein: „Von Dolchen

umgeben.“ — »Alfred,“ dachte ich, »kann doch nicht die Person seyn, welche der schwarze Domino mir aus dem Wege zu räumen gebot. Und dennoch ist's möglich; — auch sollen sich noch Andere zu mir gesellen vor Verlauf einer Stunde.“

Da faßte ich den festen Entschluß, denjenigen, dem man nach dem Leben trachte, er sei nun Alfred oder ein Anderer, zu retten.

In meinem Nachsinnen wurde ich abermals durch einen Schlag auf die Schulter unterbrochen.

»Bin ich recht? Wie lautet das Losungswort?“

»Primavera!“ erwiederte ich leise.

»Richtig! Nun denn — Giacomo und Tomaso sind in der Nähe; ich hole sie.“

Er ging und kam nach einer Minute mit zwei Andern zurück.

»Hier sind wir alle, Felippo!“ flüsterte der Erste. »Er wird sehr bald kommen.“

»Stille!“ sagte ich leise und hielt ihnen den Diamantring entgegen, der an meinem Finger schimmerte.

»Verzeihung, Signor!“ erwiederte der Mann mit dumpfer Stimme. »Ich glaubte, es sei Felippo.“

»Stille!“ sagte ich: „Alles ist entdeckt, Felippo verhaftet. Ihr müßt sogleich fort. Morgen sollt ihr das Weitere hören.“

»Corpo di Bacco! Verhaftet? wo? am alten Orte?“

»Ja; nun fort, und rettet euch!“

Die Schufte verschwanden flugs zwischen den Bäumen, und ich blieb allein.

Während ich den Ring betrachtete, näherte sich mir wieder Alfred im rosafarbenen Domino und sagte: »Es war sehr unvorsichtig von dir, mir das Papier durch den schwarzen Domino zu schicken. Habe ich dir denn nicht gesagt, daß ich binnen einer Stunde wieder hier seyn werde? Wir haben nun keinen Augenblick zu verlieren; folge mir sogleich und sprich kein Wort!"

Ich folgte ihm einige hundert Schritte durch das Wäldchen. Endlich standen wir stille, und er sagte: „In jenem Dickicht wirst du meinen getreuen Mohren mit seiner Bürde finden. Er wird sie dir aber nicht ausliefern, ohne daß du ihm diesen Ring zeigst." —

Und Alfred steckte mir einen Ring an den Finger. Ich war ganz verblüfft, da ich wußte, daß Alfred keinen Mohren habe. Es mußte also zuverlässig Jemand seyn, der mich irriger Weise für seinen Freund hielt. Ich sagte daher: »Signor! ich fürchte —"

Er unterbrach mich: „Fürchten? Lasse mich dieses Wort ja nicht mehr hören! du kanntest die Furcht sonst nie. Was hast du zu fürchten zwischen hier und Pisa? deine eigenen Pferde bringen dich in drei Stunden hin. Hier ist das Packet, welches du selbst übergeben mußt. Geh' nun in den Palast, lege es in seine eigenen Hände, und fordere, daß er es durchsehe! Ist das geschehen,

so verweile keinen Augenblick, sondern eile hieher an dein Geschäft! Während der Herzog das Schreiben lies't, entfliehe ich mit Viola."

„Ich verstehe nichts von dem Allen;" sagte ich, indem ich das Packet nahm.

„Sollst es erfahren, sobald wir uns in Pisa sehen. Jetzt fort zum Herzog! — Ich gehe zu dem Mohren und bereite ihn auf dein Kommen vor."

„Erlaube nur, daß —"

„Kein Wort mehr, wenn du mich liebst!" sagte der rosafarbene Domino. Ich überzeugte mich nun, daß er nicht Alfred sei; es war auch nicht seine Stimme. Ein ungeheurer Irrthum! Ich sah mich so hinein verflochten, daß ich mich nicht herausziehen konnte, ohne die Handelnden, wer sie auch seyn mochten, zu opfern, was ich als Mann von Ehre nicht thun konnte. Ich entschloß mich also, das Packet dem Herzog zu übergeben, und den Schatz nach Pisa zu bringen.

Als ich nach dem Palaste ging, trat der schwarze Domino zu mir. Ich sagte: „Primavera!"

„Ist Alles in Richtigkeit?" flüsterte er.

„Alles;" erwiederte ich.

„Wo ist er?"

Ich deutete schweigend auf ein Orangengebüsch.

„Und das Papier und das Packet?"

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Dann thust du besser, dich aus dem Staube zu machen. Morgen sehen wir uns.“

„Am alten Ort, Signor?“

„Ja!“ erwiederte der schwarze Domino weggehend.

Ich langte im Palaste an, drängte mich durch die Menge und fand endlich den Herzog in einem der innern Salons, ihm zur Seite die weibliche Maske, mit welcher ich gesprochen hatte. Mir fiel nun ein, daß der Herzog eine einzige Tochter, Namens Viola, habe. Ich schritt durch den gedrängt vollen Saal, trat gerade zum Herzog, gab ihm das Packet mit der Bitte, es sogleich zu öffnen, und entfernte mich unverzüglich. Als ich über die Treppe ging, fragte mich eine dumpfe Stimme: „Hast du es übergeben?“

„Ja,“ erwiederte ich; „aber Signor —“

„Kein Wort, Carlo! Wenn du mich liebst, so eile in das Wäldchen!“

Der rosenfarbene Domino verlor sich im Gedränge. Ich hatte kaum einige Schritte ins Wäldchen gethan, als ich schon die blitzenden Augen des Mohren erblickte. Beim Sternenschein konnte ich nur so viel unterscheiden, daß er einen Korb oder etwas dem Aehnliches hielt.

„Weßhalb kommt ihr hierher?“ fragte der Mohr.

„Um das zu übernehmen, was du in den Händen hältst,“ sagte ich. „Hier ist der Ring deines Herrn.“

Der Mohr betaſtete den Ring, um ſich von deſſen Geſtalt und Größe zu überzeugen; dann gab er mir den ziemlich gewichtigen Korb mit den Worten: »Horcht, Signor! der Palaſt iſt in Allarm. Eilt fort! Man darf uns nicht beiſammen ſehen.“ —

Ich eilte fort mit dem Korbe, deſſen Inhalt mir unbekannt war, überzeugt, daß nun der entſcheidende Augenblick eintreten müſſe. Stimmen wurden laut, Menſchen rannten durch einander. Ich erkannte deutlich, daß Jemand aufgeſucht und verfolgt wurde; ich verdoppelte meine Eile, von paniſchem Schrecken ergriffen. Im Dunkel der Nacht ſtolperte ich über einen Stein und fiel mit dem Korbe zu Boden; ein aus demſelben tönendes Gewimmer ließ mich erkennen, daß der mir anvertraute Schatz ein Kind ſei. Beſorgt, das arme Weſen habe durch die Erſchütterung eine Verletzung erlitten, öffnete ich, alles Andere vergeſſend, den Korb und bemühte mich, das Kleine zu beruhigen. Plötzlich an beiden Schultern gefaßt, — war ich ein Gefangener.

»Was ſoll dieſe Rohheit?“ ſagte ich, und wußte kaum, was ich ſagen ſollte.

»Ihr ſeid verhaftet im Namen des Herzogs,“ erſcholl die Antwort.

»Verhaftet? weshalb? Ich bin ein Engländer.“

»Hat nichts zu bedeuten; der Befehl lautet, daß jeder blaue Domino im Garten verhaftet werden ſoll.“

»Hole der Teufel den blauen Domino!“ dachte ich wenigſtens zum zwanzigſten Male. „Wohl, meine

Herren! ich will ihnen folgen; erlauben sie mir aber, vorher das geschreckte Kind zu beruhigen!"

„Sonderbar," bemerkte einer von meinen Häschern, „daß wir ihn gerade zu der Zeit, da Signora Viola verschwand, mit dem Kinde entfliehend finden."

„Sie haben recht, meine Herren!" erwiederte ich: „und noch sonderbarer ist's, daß ich ihnen die Sache nicht besser aufklären kann, als sie selbst es vemögen. Ich bin nun bereit, ihnen zu folgen."

Nach wenigen Minuten langten wir im Palast an. Ich wurde, in meinen blauen Domino gehüllt, in den nämlichen Saal geführt, in dem ich vorher dem Herzog das Packet übergeben hatte.

„Hier ist er!" sagten mehre Damen, als ich eintrat. „O Himmel! Er hat ein Kind im Arme, ein allerliebstes Kind!"

Der Herzog schien in heftiger Bewegung zu seyn, und sagte: „Es ist dieselbe Person! Bekennt: seid ihr nicht der Nämliche, der mir vor einer Viertelstunde hier ein Packet überreichte?"

„Ich bin es, Hoheit!"

„Wer gab es Euch?"

„Ich weiß es nicht."

„Was für ein Kind ist dieses?"

„Ich weiß es nicht."

„Wo habt Ihr es bekommen?"

„Aus diesem Korbe."

„Wer gab Euch den Korb?"

„Ich weiß es nicht."

»Ihr beliebt mit mir zu scherzen. — Untersucht ihn genau!"

»Erlauben Euer Hoheit! Ich will ihnen die Mühe ersparen, wenn eine der Damen so gütig seyn will, das Kind zu übernehmen. Ich habe diesen Abend viele Geschenke erhalten; ich will sie Euer Hoheit vorlegen."

Eine der Damen nahm das Kind, und ich fuhr fort: »Für's erste habe ich heute Abends diesen Ring erhalten." Ich zog den Ring vom Finger, welchen mir der rosenfarbene Domino gegeben hatte.

»Und von wem?" fragte der Herzog, den Ring sogleich erkennend.

„Das weiß ich nicht. Ich habe noch einen Ring erhalten," sagte ich, und überreichte auch diesen, den mir der schwarze Domino gegeben hatte.

„Und wer gab Euch diesen?" fragte, ihn gleichfalls erkennend, der Herzog.

»Ich weiß es nicht. Auch diesen Dolch erhielt ich, ohne zu wissen von wem; auch dieses Packet, mit dem Auftrage, dasselbe einem Todten in den Busen des Kleides zu stecken."

„Und auch Jenen habt Ihr nicht gekannt?" —

„Eben so wenig als D e n, der mir das Packet zur Uebergabe an eure Hoheit aufdrang. Hier ist auch ein Papier, welches ich an das Kleid eines Menschen heften sollte, nachdem ich ihn ermordet haben würde."

„Wirklich! Und auch in diesem Punkte wäret Ihr ganz unwissend?"

„Ich kann auf alle Fragen nur eine Antwort geben, nämlich die: Ich weiß es nicht."

„Vielleicht wisset ihr sogar Euren eigenen Namen und Stand nicht?" sagte der Herzog mit bitterem Lächeln.

„Das weiß ich;" sagte ich, die Maske abnehmend. „Ich bin ein Engländer und ein Mann von Ehre. Mein Name ist Herbert, und ich genoß mehr als einmal die Ehre, Euer Hoheit Gast zu seyn."

„Ich erkenne Sie. Entfernet die Menschen! Ich muß mit diesem Herrn allein sprechen."

Als der Saal leer war, erzählte ich dem Herzoge alle Ereignisse dieses Abends, und er erklärte mir nun das ganze Geheimniß, wie ich es dem Leser hier mittheile:

Der Herzog hatte seine Tochter Viola mit Rodolfo, Grafen von Istrien, zu vermählen gewünscht; Viola liebte aber den Marchese Alfred von Salerno. Der Herzog wollte zwar die Tochter zu keiner Heirath zwingen, eben so wenig aber auch ihre Vermählung mit dem Marchese von Salerno zugeben. Graf Rodolfo erfuhr Viola's Liebesverhältniß mit dem Marchese und machte mehr als einen Versuch, sich seines Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen, doch vergebens. Viola ließ sich mit dem Marchese heimlich trauen, und das Kind, welches sie dem Gatten nach einem Jahre gebar, wurde

einer verheiratheten Freundin übergeben, die dasselbe als ihr eigenes aufziehen sollte.

Damals bestand in Massa eine dem Herzog feindlich gesinnte Gesellschaft. Graf Rodolfo war eines der thätigsten Mitglieder derselben, und bediente sich ihrer Beihilfe, um den verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Der Marchese von Salerno sammelte nun Beweise gegen den Grafen, fest entschlossen, denselben der Theilnahme an den Umtrieben jener Gesellschaft anzuklagen und seine Verbannung vom Hofe zu bewirken. Auf der andern Seite hatte Graf Rodolfo Alles aufgeboten, um die Ermordung des Nebenbuhlers auf diesem Maskenballe zu Stande zu bringen.

Der Marchese, von diesem Vorhaben unterrichtet, hatte am Morgen desselben Tages die Beweise gegen den Grafen erhalten, welche er dem Herzog zumitteln wollte. Da er jedoch fürchtete, daß der Herzog, wenn er die geheime Heirath erführe, in den heftigsten Zorn entbrennen würde, so beschloß er mit Viola nach Pisa zu fliehen und dort so lange zu verweilen, bis des Herzogs Grimm sich etwas besänftiget haben würde. Die Nacht des Maskenballes schien ihm die beste Gelegenheit zur beabsichtigten Flucht zu bieten; sie mußten aber die Reise zu Pferde machen und konnten also das Kind nicht mit sich nehmen. Da jedoch Viola dasselbe durchaus nicht zurücklassen wollte, so schrieb der Marchese an seinen Freund, den Grafen d'Offor, und bat ihn, auf dem Balle in einem himmelblauen Domino zu erscheinen. Graf d'Offor befand sich aber diesen Tag

unglücklicherweise bei einer Jagdparthie und erhielt den Brief nicht, was Viola und der Marchese nicht wußten. Mein erstes Zusammentreffen mit dem Marchese, welcher den rosenfarbenen Domino hatte, erklärt sich nun von selbst; er hielt mich in meinem himmelblauen Domino für den Conte d'Offor. Mich täuschte der Taufname Alfred, welchen der Marchese so wie mein Freund führte. Mein Zusammentreffen mit dem Grafen Rodolfo war Sache des Zufalls. Er, der mich in dem Augenblicke fand, da ich den Dolch beim Licht der Lampe besah, hielt mich für den Banditen Felippo. Die Papiere, welche Rodolfo mir einhändigte, um sie dem Marchese nach seiner Ermordung in den Busen zu stecken, sollten den Verdacht erwecken, Letzterer habe der geheimen Gesellschaft angehört; jenes Papier aber, welches ich an sein Kleid heften sollte, hatte den Zweck, glauben zu machen, der Marchese sei von den Mitverschworenen ermordet worden, weil er sie verrathen habe. Die Schriften, welche ich dem Herzog zu übergeben angewiesen wurde, enthielten Beweise, daß Graf Rodolfo ein Mitglied jener geheimen Gesellschaft war. Unter diesen Schriften befand sich auch ein Brief, worin der Marchese seine geheime Ehe mit Viola bekannte.

Nachdem der Herzog mir die ganze Begebenheit aufgeklärt hatte, bat ich ihn um die Erlaubniß, die übernommene Verpflichtung erfüllen und das Kind seiner Mutter bringen zu dürfen, indem ich dieß nicht nur für eine Ehrensache hielte, sondern es mir am Herzen liege, den Schmerz seiner Tochter durch eine Verzögerung nicht zu verlängern. Ich wagte sogar, meine Vermuthung zu äußern, daß der Herzog einem Vergehen, das nun doch nicht mehr zu ändern sei, seine Verzeihung angedeihen lassen und mich der Ehre würdigen werde, der Ueberbringer einer so freudigen Botschaft an Viola und den Marchese zu seyn.

Der Herzog schritt einige Male im Zimmer auf und nieder, und sagte dann:

„Signor Herbert! Rodolfo's Verbrechen ist von der Art, daß von einer Verbindung mit meiner Tochter, selbst wenn sie noch frei wäre, keine Rede seyn könnte; er muß auch sogleich das Land verlassen. Sie waren das Hauptwerkzeug der Lebensrettung des Marchese, und, so wie die Sachen nun stehen, bin ich Ihnen vielen Dank schuldig. Sie sollen der Ueberbringer meiner Verzeihung seyn; das Kind aber bleibt hier. Sagen Sie meiner Tochter, daß ich es als Unterpfand ihrer schleunigen Rückkehr behalte!"

Ich nahm Abschied, eilte nach Pisa und fand den Marchese mit seiner Gemahlin, beide jedoch in Verzweiflung, denn Graf d'Offor war, nachdem er jenen Brief zu spät erhalten hatte, den Flüchtigen nach Pisa gefolgt, die nun entdeckten, daß sie sich einer fremden

Personen anvertraut hatten, von welcher sie sehr wahrscheinlich betrogen wurden. Um so größer war nun ihr Entzücken, als ich ihnen den glücklichen Ausgang der Geschichte erzählte und die Verzeihung des Herzogs verkündigte.

Ich vergaß alles Unangenehme jener Nacht, und freute mich herzlich, daß ich die Einladung zu dem verhängnißvollen Maskenballe angenommen hatte.

Marco, der Bandit.

Ein Lebensbild.

(Aus den Papieren eines englischen Arztes.)

Ich bewohnte ein Landhaus meines Freundes C., welches, drei Meilen von Neapel entfernt, auf dem Wege nach Päſtum in einer reizenden Gegend zwiſchen der Seeküſte und den Apenninen lag, umkränzt von dichten Wäldern, und belebt durch Klöſter, Villen und Ruinen alter Gebäude. Von hier aus machte ich täglich einen Ausflug in die nächſte Umgebung, um die Ueberbleibſel der zahlreichen alten Tempel zu beſichtigen, deren viele der zerſtörenden Zeit durch zwei Jahrtauſende getrotzt hatten.

Bei einem dieſer Ausflüge verließ ich mit Tagesanbruch das Haus und beſtieg ein Maulthier in der Abſicht, eine alte Waſſerleitung und eine, zwiſchen hängenden Gärten am Fuße der Apenninen gelegene Villa zu beſuchen. Meiner Gewohnheit getreu, nahm ich keinen Führer, um die Schönheit der Naturſzenen ganz frei und ungeſtört zu genießen.

Es war im Herbſt, und die liebliche Landſchaft gewann einen erhöhten Reiz durch hier und da zerſtreute Gruppen calabreſiſcher Landleute, bewaffnet mit kurzen Schwertern und Vogelflinten, Männer, die Salvator Roſa in ihrer romantiſchen Tracht ſo oft abgebildet hat.

Als ich mich dem Flusse Silaro näherte, der wegen der versteinernden Eigenschaft seines Gewässers seit undenklichen Zeiten berühmt ist, veränderte sich die Scene; die Meierhöfe verschwanden, und die Gegend nahm einen wilden melancholischen Charakter an. Der Boden wurde locker und sumpfig; die vielen gebrechlichen Brücken, aus Baumästen geflochten und über Tiefen geworfen, machten den Weg unangenehm und gefährlich. Dieß vermochte aber nicht meinen Eifer abzukühlen; selbst die zahlreichen Geschichten von Räubern, die diesen Theil des Landes unsicher machten, schreckten mich nicht, denn ich glaubte in den meisten derselben die, dem neapolitanischen Charakter eigene Uebertreibungsgabe zu erkennen.

Ein kleiner Zufall war hinreichend, dem Strome meiner Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu geben. Ich ritt auf einem schmalen Pfade zwischen Tamarisken und Myrten gemächlich und sachte am Rande einer Gebirgsschlucht dahin, ließ den Zügel auf dem Halse des Maulthieres liegen, und legte meine Arme auf den Rücken, wie ich es zu thun pflege, wenn ich mich ganz ungestört meinen Gedanken überlasse. Plötzlich fühlte ich meine Ellbogen geknebelt; in demselben Augenblicke drohte auch die Mündung einer Pistole meiner Stirne, und eine Stimme schrie mir in das Ohr: „Signor! Ihr seid mein Gefangener. Wagt Ihr Gegenwehr, so tödte ich Euch wie einen dieser Büffel da unten; ergebt Ihr Euch aber, so soll Euch kein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden!"

Wehrlos und im Nachtheil wie ich war, sah ich ein, daß jeder Widerstand fruchtlos und es das Beste sei, mich auf Diskretion zu ergeben. Ich verhielt mich also ganz ruhig, während der Bandit fortfuhr: „Sie thun wohl, Signor, keinen Widerstand zu versuchen. Ich muß Ihnen die Arme in ihrer jetzigen Lage festschnüren; dann wollen wir über das Lösegeld unterhandeln."

Er steckte die Pistole in den Gürtel und band mir die Arme auf den Rücken so zusammen, daß der Strick unter dem Bauche des Maulthieres und meinen Schenkeln durchgezogen wurde. So schlimm nun auch meine Lage war, so konnte ich mich doch, indem ich mich auf den Rücken des Maulthieres angebunden erblickte, eines Lächelns über die komische Figur, die ich dabei spielte, nicht enthalten. Der Bandit bemerkte dieß, und sagte: „Sie haben recht, Signor, daß Sie nicht aus der Fassung kommen; und dennoch würden Hunderte zittern bei dem bloßen Gedanken, sich in dieser Wildniß in der Gewalt des Marco d'Abruzzo zu wissen."

„Marco d'Abruzzo!" dachte ich; dieser ist der berüchtigte Bandit, von dem mein Freund C. sprach, von dem die Landleute so viele kühne und fürchterliche Thaten zu erzählen wissen, und dem die ganze Gegend Tribut zahlen muß, damit die Einwohner sich den Besitz ihres Eigenthums sichern. Plötzlich fiel mir ein, daß mein Freund C. diesem Räuber zinsbar sei, und ich beschloß, mich zu überzeugen, ob sein Schutz sich eben so auf die Person seiner Freunde, als auf ihr

Eigenthum erstrecke. Ich sagte ihm daher, daß ich ein vertrauter Freund des C. sei und gegenwärtig dessen Landhaus bewohne. Eh' ich noch zu Ende war, fragte Marco hastig, ob ich schon eine Nacht unter C's Dache zugebracht und ob ich schon an dessen Tische gegessen habe? — Ich hatte die Frage kaum bejaht, als der Bandit, ohne einen Beweis meiner Angabe abzuwarten, den Strick löste und mich tausendmal um Verzeihung bat, wegen der erlittenen Unbilden. Er hege für C. die größte Hochachtung, da dieser Signor seine Gebühr stets auf das pünktlichste entrichte. Hätte er gewußt, daß ich ein Freund dieses wackern Mannes sei, so würde er mich gewiß nicht um garnichts belästiget haben. Er fügte hinzu, ich müßte den Vorfall nun wohl aus dem rechten Gesichtspunkte ansehen und denselben nun auch meinem Freunde C. im gehörigen Lichte darstellen. Er wiederholte alle seine Betheurungen und verschwand dann im dichten Myrtengebüsche, welches uns umgab. Sein Bild steht mir noch jetzt lebhaft vor der Seele. Er hatte nicht ganz die mittlere Leibesgröße, doch eine herkulische Kraft und edle römische Gesichtszüge. Seine Kleidung bestand in einem Wamms und Beinkleide von purpurrothem Sammt, das erstere mit scharlachrothen Schlitzen auf den Schultern. Riemen von Büffelhaut umgaben die Füße vom Knie bis zu dem Knöchel. Um den Leib hatte er einen ledernen Gürtel, in dem sich nebst zwei Pistolen und Dolchen auch jener Strick befand, mit dem er mich gebunden hatte. Von den Schultern hing die italienische Mantille, in welche

er den Oberleib einzuhüllen pflegte, wenn er den furchtbaren Anblick der in dem Gürtel steckenden Waffen verbergen wollte. Auf dem Kopfe saß ein kegelförmiger Hut nach der Seite, mit einer rothen Hahnenfeder geschmückt. Ueber den Rücken hing die Flinte.

Einige Tage nach diesem Ereigniß kehrte ich von der Villa nach Neapel zurück. Während meines Aufenthaltes daselbst ergab sich jener schreckliche Vorfall, welchen ich nun erzählen will.

Sir Hunt, ein edler geistreicher Britte, unternahm mit seiner schönen Gattin von Neapel, wo das junge Ehepaar vor Kurzem erst war getraut worden, einen Ausflug nach der Stadt Pästum. Indem sie durch jene öde Gegend fuhren, die ich bereits beschrieben habe, fiel plötzlich ein Schuß, der ein Wagenpferd tödtete; im nächsten Augenblick erschien ein Räuber, welcher von den Reisenden ihr Geld und ihre Kostbarkeiten forderte. Der Postillon entfloh und versteckte sich im nächstgelegenen Walde. Hunt, im Zorne auflodernd, als er sich von einem Einzelnen angefallen sah, schlug den Banditen ins Gesicht, in dem Augenblicke, als dieser der jungen Frau eine goldene Halskette entreißen wollte. Der Räuber, in Wuth ausbrechend über den erhaltenen Schlag, riß eine Pistole aus dem Gürtel und schoß nach dem Engländer. Die muthige Frau warf sich an die Brust des Gatten, um ihn zu schützen. Beide wurden von den groben Bleikörnern, mit welchen das Pistol geladen war, schwer verwundet, Er durch die Rippen, Sie in der Brust und im

Nacken. Der Räuber plünderte nun den Wagen und entfernte sich. Der Postillon kam aus seinem Versteck hervor und schaute in den Wagen. Schrecklicher Anblick! Auf dem Boden des Wagens ein See von Blut, den Wunden des unglücklichen Paares entquollen! Hunt war auf den Boden gesunken; seine Gattin hatte wahrscheinlich bei ihm gekniet, um sein Haupt zu stützen, denn ihr Arm hielt seinen Nacken umschlungen. In dieser Stellung ward sie ohnmächtig, und lag bewußtlos; ihre Wange ruhte auf der Wange ihres Gatten, der Todte in den Armen der Sterbenden! Der feige Postillon getraute sich nicht, sie zu berühren; er verschaffte sich ein frisches Pferd und fuhr so schnell als möglich nach Neapel zurück. Als der Wagen vor dem Hause hielt, von dem sie am Morgen weggefahren, zeigte sich an der Frau noch eine Lebensspur; als man sie aber vom Leichnam des Gatten emporhob, erfolgte ein heftiger Blutguß, der sie mit dem Geschiedenen vereinigte.

Ich wurde gerufen, fand aber, als ich in das Zimmer trat, Beide leblos auf demselben Lager neben einander ruhend. Das Antlitz der Frau gewährte insbesondere einen höchst rührenden Anblick, denn in ihren Mienen lag etwas so Ruhiges, so Liebliches, beinahe Freudiges, als wäre sie mit dem beseligenden Gedanken gestorben, daß selbst der Tod es nicht vermochte, sie von dem Geliebten zu trennen.

Diese Begebenheit erregte in Neapel großes Aufsehen, und der brittische Gesandte that den Behörden

so kräftige Vorstellungen, daß diese sich endlich bewogen fanden, kräftige Maßregeln zu ergreifen und einen Preis auf den Kopf des Mörders zu setzen. Dieser war — wie der Postillon es bestätigte — kein Anderer als Marco.

Alle Versuche, seiner habhaft zu werden, blieben durch mehrere Monate fruchtlos, indem er alle Schlupfwinkel in den Gebirgen kannte, und über das Landvolk eine unbegrenzte Macht ausübte. Er würde sogar wahrscheinlich allen Nachstellungen entgangen seyn, wenn sich nicht der folgende Umstand ereignet hätte.

Marco hatte nämlich sein Weib in die Stadt Salerno geschickt, um daselbst Einiges einzukaufen. Sie ward erkannt, ergriffen, nach Neapel geführt und dort ins Gefängniß gebracht, wo man alles Mögliche versuchte, sie dahin zu bringen, daß sie Marco's Aufenthalt verrathe. Sie verweigerte aber standhaft jede Entdeckung, bis endlich der Anblick der drohenden Folter ihr den Muth raubte und sie die Schirren an den Aufenthaltsort ihres Gatten zu führen versprach. Als sie aber, von einem Sergeant und zwei Schirren begleitet, in die Nähe desselben kamen, fing sie wieder zu zögern an, bis die Bajonete der Schirren sie vorwärts trieben. Endlich stand sie still und gab das Zeichen mit einer Lockpfeife, die ihr am Halse hing. Nach einer Minute trat Marco aus einer Schlucht auf eine vorragende Klippe. Noch hätte er entfliehen können, denn das Weib hatte die Vorsicht gebraucht, das

Zeichen schon in einer Entfernung von drei bis vierhundert Schritten zu geben. Konnte Marco die nahe Waldschlucht erreichen, so war er gerettet. Der Sergeant, ergrimmt über das Benehmen der Frau, stieß ihr das Bajonet in die Seite. Marco, als er dieß erblickte, schien der Mörderin im ersten Augenblick zu Hilfe eilen zu wollen. Er that einige Schritte vorwärts, zögerte jedoch wieder. Diese kurze Unentschlossenheit kam ihm theuer zu stehen, denn die beiden Sbirren, die man, weil sie sehr geschwind laufen konnten, vorzugsweise gewählt hatte, erreichten den Räuber so blitzschnell, daß dieser, da er sich nun dem Schusse bloßgestellt sah, eine Erhöhung am Rande der äußersten Klippe zu gewinnen suchte, sich hinter derselben kniete, seine Doppelflinte auflegte, nach dem vordersten seiner Verfolger schoß und so gut traf, daß dieser todt zu Boden stürzte.

Inzwischen hatte der zweite Sbirre nach dem Marco gefeuert, die Kugel traf aber nur den ihn beschützenden Hügel; dagegen that der Räuber aus seiner Doppelflinte einen zweiten Schuß, welcher dem Sbirren das Schenkelbein zerschmetterte. Nun war nur der Sergeant noch übrig, ein in solchen Kämpfen sehr geübter Soldat, welcher, während Marco mit jenen Beiden beschäftigt war, durch einen kleinen Umweg auf eine höhere Stellung gelangte, und den Räuber in den rechten Fuß schoß. Der Bandit, an der Möglichkeit des Entfliehens verzweifelnd, erhob sich, auf die Flinte gestützt, langsam, zog die Pi-

stolen und Dolche aus dem Gürtel, schleuderte sie von sich, und gab durch Zeichen zu erkennen, er sei bereit sich zu ergeben. Der Sergeant ließ sich dadurch täuschen und näherte sich dem Verwundeten, weil er, wenn er denselben lebendig einbrachte, die doppelte Belohnung zu hoffen hatte, mit unvorsichtiger Hast. Während nun der Sergeant einen Strick aus der Tasche zog, um den Räuber zu binden, warf sich dieser mit aller noch übrigen Kraft wüthend auf ihn. Mit einander ringend, fielen Beide zu Boden, dicht am Rande der Klippe. Marco durchbiß den Halskragen seines Gegners und zwängte die Finger in dessen Säbelriemen am Leibe. Nun stemmte er den Fuß an den äußersten Rand der Klippe, that einen gewaltigen Stoß und stürzte sich mit dem fest umschlungenen Feinde in den Abgrund. Der Sergeant war augenblicklich todt, der Bandit starb nach wenigen Stunden, seine Zähne noch im Halskragen, die Finger noch im Säbelriemen des Sergeanten.

Die
Macht des Gebetes.

Eine Vision.

Gude hatte große Reichthümer besessen und — ver-geudet im Genusse irdischer Freuden; er konnte sein Glück nicht ertragen. Nun war er verarmt; der Schwelger darbte im Elend; er konnte jetzt auch sein Unglück nicht ertragen. Hatte er im Tumel des Wohllebens an Gott nur selten und flüchtig gedacht, so dachte er im Elend an den Allerhöchsten nur mit Unmuth und Widerwillen. So ward denn sein Gemüth nie von kindlichem Vertrauen zum Schöpfer erwärmt, nie dank-bar emporgehoben zum Urheber alles Guten, und die beseligende Empfindung des aus dem Grunde des Her-zens aufsteigenden Gebetes blieb ihm fremd. Hatte er früher aus sträflichem Leichtsinne nicht gebetet, so un-terließ er das Beten nachher ganz, weil er sich selbst durch Grübeln und frevelhafte Scheingründe verblendet hatte.

»Wozu beten? (sagte er) in welcher Absicht? zu welchem Zwecke? — Bete ich in guter Absicht, so ge-bührt mir das, um was ich bitte, auch ohne Gebet. Ist die Absicht schlecht, so darf das, um was ich bete, nur auf keinen Fall gewährt werden. — Soll ich beten, weil mir Gutes zu Theil wurde? Gott bedarf meines Dan-kes nicht. Soll ich beten, um Uebles von mir abzu-wenden? Gott wird nichts Böses über mich verhängen,

wenn ich nichts Böses verschuldet habe. Ist Gott allwissend, so weiß er ohnedieß, was ich wünsche oder scheue; ist er allweise, so weiß er besser, als ich, was mir frommt oder schadet. Was Er beschlossen hat, daß es geschehe, das wird und muß geschehen, auch ohne mein Gebet. Ist Gott allmächtig, so kann er mir Alles geben, Alles versagen, nach Seinem Willen. Ist Gott allgütig, so wird er mir, auch ohne mein Gebet, meine bereuten und gebüßten Fehler verzeihen und mein zeitliches Wohl fördern. Ist Gott allgerecht, so wird er mir auf jeden Fall nur das gewähren, was ich verdiene. Hat Er mir Gutes verliehen, so wird ihm, mehr als mein Dankgebet, der gute Gebrauch des Verliehenen wohlgefallen. Bete ich für Andere, so wird Er, der Allweise, Allgerechte, nicht auf mein Gebet, sondern auf ihr Verdienst sehen. Wozu soll ich nun beten?" —

Während Guido also sprach, ward das Gemach von einem Glanze erfüllt, gleich den ersten, der aufgehenden Sonne voreilenden Lichtstrahlen, welche noch vom Purpur der Morgenröthe glühen. Der entzückende Himmelsglanz verschwand aber wieder so schnell, als er erschienen war, und eintrat ein ehrwürdiger Eremit von erhabener Gestalt, mit schneeweißem Bart und Haupthaar. Seine edlen Gesichtszüge zeigten die schöne Reinheit eines frommen Gemüthes, die höchste Heiligkeit des Geistes, und eine wunderbare Verschmelzung vom Ausdrucke des ehrfurchtgebietenden Alters mit dem blühenden Reiz ewiger Jugend; das eben verschwundene Himmelslicht aber schien sich in seine Augen zurückgezo-

gen zu haben, aus welchen sich eine Verklärung über das edle würdevolle Antlitz ergoß.

Die wunderähnliche Erscheinung der eben so schönen als erhabenen Gestalt des Eremiten erfüllte Guido's Seele mit Staunen und mit einem heiligen Schauer, dessen er sich nicht erwehren konnte. Der Eremit sprach mit einem Tone, dessen Wohlklang mit rührender Gewalt in Guido's Herz drang:

„Der Friede sei mit dir! Ich habe dich vernommen, und während deine frevelhaften Zweifel an der Macht und Herrlichkeit des Gebetes laut wurden, stieg mein Gebet für dich zum Himmel empor. Höre denn, und erwäge! — Du fragst, warum du beten sollst? Deiner selbst wegen! Gott, — du magst ihn lobpreisend anbeten, du magst ihn für dich oder deine Mitmenschen um Verleihung eines Gutes oder um Abwendung eines Uebels bitten, oder ihm danken für empfangene Wohlthaten — Gott bedarf deines Gebetes nicht. Das Gebet ist aber des Menschen Annäherung an Gott; es erhebt die Seele, und veredelt sie eben durch diese Erhebung, so wie der Diamant im Feuer noch fester, die Lilie in der Sonne noch weißer, die Luft noch reiner wird, je höher ihre Region ist. Das Gebet ist die unmittelbare Vereinigung unseres Geistes mit dem Allerheiligsten, der Aufschwung zu dem Ewigen. Aenderte es auch kein Haar in den Begebenheiten und im Laufe der Welt, so bliebe seine Kraft doch immer die mächtigste, indem sie deine Vervollkommnung bewirkt. Die Stunde des Gebetes ist eine Stunde der Verklärung,

der Aufgang einer himmlischen Sonne in der Nacht des irdischen Lebens, der hohe Adlerflug in das Reich der Seligkeit; es wirkt das große Wunder, welches dich über dich selbst erhebt, den Sterblichen zum Engel erhöht. Der Drang zum Gebete muß demjenigen Drange gleichen, welcher den Strom zwingt, sich in das Weltmeer zu ergießen, die Sonnenblume, sich nach der Sonne zu wenden. Nicht der Eigennutz, sondern Dankgefühl, Frömmigkeit, Liebe und Gottvertrauen müssen in dir die heilige Glut des Gebetes entflammen, und jedes Gebet muß schließen mit den Worten der innigsten Ergebung: „Nicht mein Wille geschehe, o Herr! sondern der deinige!" — Willst du dich aber selbst überzeugen von der Macht des Gebetes, so folge mir!" —

Der Eremit reichte dem Staunenden die Hand. Sie verließen das Gemach. Guido wußte nicht, ob er wache oder träume.

Sie traten in einen kleinen Garten. Das Frühlicht und die feierliche Stille eines Sonntagsmorgens schienen ihn zu verklären. Vor dem Eingange in eine leise flüsternde Jasminlaube prangte ein Beet von weißen und rothen Rosen, mit blauen Lilien am Rande umgeben. Die Sonnenstrahlen brachen sich farbenreich in den Thauperlen, die an allen Blumenkelchen und auf allen Blättern schimmerten. Vor dem Blumenbeete kniete ein liebliches Kind mit Purpurwangen, goldblondem Locken-

kopf und hellblauen Augen. Neben dem Kinde erschien klar, doch kaum sichtbar, wie der vom Morgenroth angehauchte Aether, die Gestalt eines Engels, aus dessen Augen ein Lichtstrahl in die Augen des Kindes floß, welches die gefalteten Händchen zum Himmel erhob, indem es sein Morgengebet sprach: »Himmlischer Vater! Laß mich fromm und folgsam seyn! Du gabst mich meinen guten Eltern, gib auch, daß ich die Freude ihres Lebens werde! Lasse sie auf ihrer Lebensbahn lange meine Stützen seyn, und wenn sie, von dir, o Gott! abgerufen, im Grabe ruhen, so ruhe ihr Segen auf mir! Laß mich schuldlos bleiben, und fleißig, wie die Biene! Laß mich blühen, wie die Blume am Morgen, rein und schön! Und, wenn ich mein Haupt senke, wie die Blume am Abend des Welkens, so nimm mich auf zu dir, o Himmelsvater, in dein Reich, wo alle Blumen unvergänglich blühen, und die frommen Kinder sich mit den Engeln freuen!« —

Die Engelsgestalt neben dem Kinde zerfloß wie ein Lichtstrahl auf der Oberfläche eines klaren Baches, dessen flimmernde Wellen ihn mit sich fortzutragen schienen. Das Kind sank, wie von süßer Schlummergewalt augenblicklich überwältigt, mit dem goldgelockten Köpfchen auf das Blumenbeet, sprang sogleich wieder fröhlich empor, und flog jubelnd den kommenden Eltern entgegen, die, in der Entfernung stehend, das Morgengebet vernommen hatten. Die entzückte Mutter hob die fromme Unschuld empor, und drückte sie an die Brust, während der glückliche Vater den Blick zum

Himmel wendete, und die segnende Hand auf das Haupt des liebkosenden Kindes legte.

Guido seufzte. Der Eremit sprach: „Selig sind die schuldlosen Kinder, denn ihrer ist das Reich Gottes."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, da war die Scene plötzlich verändert.

Eine unermeßliche Ebene dehnte sich aus. Zwei Heere standen einander in Schlachtordnung gegenüber; ein zahlreiches Herr von heidnischen Barbaren, die sich, wuthschnaubend, mit Flüchen und wildem Geschrei selbst zur Raserei entflammten. Ein blutgieriger Eroberer sprengte auf einem schwarzen Rosse vor den fanatischen Schwärmen vorüber, ihre Mordlust und Habsucht durch Verheißung reicher Beute reizend.

Still und ruhig stand das kleine Heer der Christen, der frommen Vertheidiger ihres bedrohten Vaterlandes. Schwach war ihre Streitmacht, aber die gerechte Sache auf ihrer Seite; ohne Hoffnung eines Sieges, sahen sie ihren unvermeidlichen Untergang vor sich, und sie zogen nur deshalb in den Kampf, um in der Erfüllung ihrer Pflicht rühmlich zu erliegen. Den edlen Feldherrn trug ein weißes Roß an den vordersten Reihen dahin. Er hielt eine Rede, den Muth der Seinigen zu bestärken, ihr Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache preisend; dann schloß er mit den Worten: „Klein ist unser Heer, aber Gott ist stark in dem Schwachen. Ist Gott mit uns, wer ist wider uns?" —

Jetzt stieg der Feldherr vom Pferde herab, und ließ sich auf seine Knie nieder. Seinem Beispiele folgten die Krieger. Im Angesicht des Feindes stieg ihr Gebet zu Gott empor, ein großer feierlicher Augenblick!

Der Feldherr erhob sich; seinem Beispiele folgten die Krieger; jeder war ein Held. Das Vertrauen auf Gott erfüllte die Herzen der — durch die Macht des Gebetes hochbegeisterten Kämpfer, und durch alle Reihen scholl's wie Jubelruf: „Gott ist mit uns, wer ist wider uns?" —

Jetzt befahl der Feldherr den Angriff. Die feindlichen Horden erstaunten über solche Kühnheit. Das kleine Heer rückte in festgeschlossenen Massen vor. Unüberwindlich durch seinen Glauben, drang es in die Mitte der zahllosen Feinde. Die durchbrochenen Massen geriethen in Unordnung; die blinde Wuth verwandelte sich in blinden Schrecken. Die Flucht ward allgemein. Das kleine Heer der Christen stand, als die Sonne sich zum Untergang neigte, siegreich auf einer, die Umgegend beherrschenden Anhöhe, und ihr Dankgebet scholl in das gerettete Vaterland hinüber, welches, vom Abendglanze bestrahlt, in ruhiger Segensfülle vor seinen rettenden Söhnen, wie in Siegesglorie lächelnd, dalag.

Der Tag schwand, die Nacht warf ihren schwarzen Schleier wie ein weites Leichentuch über das Schlachtfeld. Am düstern Himmel brannten die bleichen Sterne wie Todesfackeln. Unter den Leichenhügeln lag ein verwundeter Krieger des christlichen Heeres auf seinen

blutigen Waffen; er erwachte aus seiner Todesohnmacht, erhob sich, sank auf seine Knie, und betete:

„Als das Blut mir aus den Wunden strömte, erhieltest du, Gott der Schlachten! Kraft und Bewußtsein mir so lange, daß ich den Sieg meiner Gefährten, die Rettung meines Vaterlandes, zu erkennen vermochte. Dank sei Dir, o Herr des Himmels und der Erde! Gerne wäre ich gestorben und aus dieser Welt der Zwietracht in Dein ewiges Friedensreich hinübergegangen, Du aber wolltest, daß ich lebe, und ich öffnete die Augen wieder. Aber nicht mein Muth, nicht meine Tapferkeit, nicht die Stärke und Gewandtheit meines Leibes vermochte es, den Todesstreich von meinem Haupte abzuwenden; nur Dein heiliger Wille ließ mein Leben nicht untergehen. Hast du beschlossen, daß ich wiederkehre zu den Meinigen, so wollen wir vereinigt Dich lobpreisen; soll aber mich Hilflosen dennoch in dieser Nacht der Augenblick des Todes in Mitte der Todten ereilen, o Herr, so empfehle ich in Deine Hände meinen Geist!“ —

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, da kamen seiner Kriegsgefährten viele, mit Fackeln und Tragbahren versehen, und sie fanden den Lebenden und trugen ihn zu den Seinigen, daß ihr gemeinschaftliches Dankgebet zum Himmel scholl.

Nun folgten der Erscheinungen viele auf einander; jede derselben machte auf Guido's Herz einen tiefen, erschütternden Eindruck.

Er erblickte einen hochgewölbten Prunksaal vor sich, in dessen Mitte ein erhabener Thron stand, goldstrahlend und mit einem Purpurbaldachin überdeckt. Auf dem Throne saß ein völkerbeherrschender König. Der Mächtige stieg herab, nahm die Krone vom Haupte, legte den Scepter auf ein Sammtkissen, kniete nieder auf die unterste Stufe des Thrones, und betete, das Haupt zum Himmel gewendet, mit lauter Stimme.

„Herr der Herren! König aller Könige der Erde! Laß' mich würdig seyn der Krone, die Dein Wille mir auf das Haupt gesetzt! Laß' mich den Scepter, den du mir gabst, ausstrecken über ein gutes, glückliches Volk! Laß' den Thron, an dessen Stufen ich knie, geheiligt seyn im Andenken der Nachwelt! Gib Ruhe und Frieden meinem Reich, Weisheit und Gerechtigkeit mir selbst! Gewähre, daß ich, der Herrscher, vor Allem mich selbst beherrsche! Stärke meinen Blick, daß er das Wahre und Gute erkenne! Stärke mein Herz, daß es das Wahre und Gute ausübe! Laß' mich den Meinigen Vorbild seyn in jeder Tugend! Laß' mich Dein demüthiges Ebenbild seyn auf Erden, daß ich einst, wenn Du mich abrufest von diesem Thron, freudig erscheinen darf vor Deinem Thron, und, Vater der mir Anvertrauten, in Dir den gnadenreichen Vater finde!" —

Indem der König also betete, streute ein Engel Blumen auf den Thron.

Der Prunksaal verschwand, und vor Guido's Augen lächelte die grüne Fülle eines freundlichen Thales, an dessen Eingang ein einfaches ländliches Haus stand. Vor dem Hause sangen Jungfrauen und Jünglinge ein Hochzeitlied. In dem einsamsten Gemache des Hauses stand aber der Bräutigam, ein frischblühender Jüngling, zum Ernste des jungen Mannes reifend. In seinen Gesichtszügen herrschte der Ausdruck gedankenvoller Frömmigkeit; aus seinen Augen leuchtete die edelste Reinheit des Herzens, und er hob die klaren Sterne zu einem, mit Blumen bekränzten Christusbilde, und sagte: „Gott der Liebe! die schönste Stunde meines Lebens naht, die Stunde, in der ich den Bund schließe mit einem mir gleichgestimmten Wesen, das mir Liebe für Liebe geben, und, von mir beglückt, mich beglücken soll. Ich stehe nun zwischen der Frühlingsflur der Jugendlust und dem Sommer-Aehrenfelde gediegener Männlichkeit. Gib mir, o Herr, jene milde Kraft, die mit Besonnenheit umherblickt, das Rechte erkennt und freudig vollzieht, damit ich der zärtliche Freund und der muthige Beschützer werde der Meinigen! Gewähre, daß ich mein Tagwerk redlich vollbringe, und mit unverdrossenem Fleiße Gedeihen schaffe mir und den Meinigen! Laß uns gemeinschaftliche Leiden durch wechselseitige Geduld und Hilfe erleichtern, gemeinschaftliche Freuden durch wechselseitige Theilnahme verdoppeln, und schenkst Du mir Vaterfreuden, so sei auch unser Aller Vater!"

Während der Jüngling also betete, war, von ihm

unbemerkt, sein Vater eingetreten, die Braut und die Mutter der Braut führend. Sie standen schweigend. Als das Gebet geendet war, sagte die bräutliche Jungfrau, die einem Engel der Morgenröthe glich: „Dein Glück sei das meinige, so wie dein Gebet!"

Dann ließen sich Beide, einander umschlungen haltend, auf die Knie, und die Eltern legten die Hände segnend auf die Häupter des vor Entzücken weinenden Brautpaares.

Bald nachher erblickte Guido dasselbe als glückliches Ehepaar. Die Mutter hielt ein liebliches Mädchen an der Brust, wie die Knospe neben der voll aufgeblühten Rose schlummert; an des Vaters Knie schmiegte sich, mit süßem Lächeln emporschauend, ein holder Knabe. Die Mutter betete zu Gott, daß er den Sohn einst dem Vater lasse gleich werden, und der Vater flehte, daß er in dem Mägdlein einst das Ebenbild der Mutter erblicken möge.

Düstere und rührende Erscheinungen folgten diesem Bilde.

Am Sarge des Gatten kniete die Witwe, neben ihr die beiden Kinder. Thränen strömten aus den Augen der vaterlosen Waisen, wehmuthvolle Klagen von ihren Lippen; aber stumm war die trauernde Mutter; sie hatte weder Thränen noch Worte; der Schmerz hemmte

Beide. Lange hob sie den starren Blick zum Himmel, ein Bild der Verzweiflung. Endlich erhob sich auch ihr Geist; sie konnte weinen und — beten. Sie sprach mit gebrochenem Herzen und gebrochener Stimme: Genommen ist mir die Seele meines Lebens, freudenlos und freundlos die Welt; aber Er, der euch, ihr Waisen, den Vater entzogen hat, Er wird nun euer Vater seyn. Und ist mir auch das Beste auf Erden verloren, Eines bleibt: Du, allbarmherziger Gott, und der Glaube an Deine unendliche Gnade, und die Gewißheit, den hier Verlornen in jener Welt wieder zu finden, wieder leben zu dürfen. O Herr! Lasse diesen Trost wie einen hellen Stern mir leuchten in der Nacht des Lebens! Gib, daß der Verklärte sich im Himmel erfreue seiner Gattin und seiner Kinder!" —

So betete sie, und die Kraft Gottes floß wie ein Lichtstrahl der sanft weinenden Dulderin.

Ein dumpfer Kerker düsterte wie eine Grabeshöhle. Der matte Strahl einer Lampe zeigte zwei bleiche Jammergestalten: einen Verbrecher und einen Schuldlosen, der das Opfer seiner Feinde ward. Der Verbrecher heulte in seinen Eisenbanden. Er sah das Blut des von ihm Gemordeten, wie einen Blutstrom; er hörte die Flüche, welche die Geister seiner Sünden ihm zuriefen. Endlich hob er die angeschmiedeten Arme empor, und stöhnte unter dem dumpfen Gerassel seiner Ketten:

„O Du, den ich nicht zu nennen wage, Du, den ich verlassen, — Du hast mich verworfen. Unwerth Deiner Gnade, darf ich nicht um Barmherzigkeit flehen. O daß ich sühnen könnte mein Verbrechen! Ich kann es nicht. Der nächste Morgen endet mein Leben auf dem Blutgerüste. Sieh mich, o Herr, von Schmerz gefoltert, von Reue zerknirscht! Vernichte mich nicht, daß ich büße, wie ich soll! Dann aber sei gnädig, ewiger Richter, dem Gefallenen, daß er wieder auferstehe, Dich zu preisen in Ewigkeit!" —

Die Verzweiflung wich aus der Seele des Unglücklichen. Reue goß ihm den Balsam der Ergebung und der Hoffnung in das Herz. Er starb auf dem Blutgerüste. Sein letzter Hauch war ein Gebet.

Mit heiligem Seelenfrieden blickte der Schuldlose auf seine Fesseln und sprach mit weichem Tone: „Unversöhnliche Feinde! Ich vergebe euch. Verkennt mich auch die Welt, Gott blickt in mein Herz, Gott kennt meine Unschuld. Möge das Licht seiner Gnade euch Verblendete einst erleuchten! Sei mir willkommen, Engel des Todes! Du führst den Reinen zum Throne des Ewigen." —

Aus ruhigem Schlummer weckten ihn die Schergen zum letzten Verhör. Die Gnade Gottes entzündete in seinen Richtern den Geist der Wahrheit. Die erkannte Unschuld siegte. Erst nach einer Reihe glücklicher Jahre führte der Engel des Todes den Reinen an den Thron des Ewigen. Sein letzter Hauch war ein Dankgebet, und Segenswünsche waren das Todten-

lied, welches die Seinigen am Sarge des Vollendeten sangen.

Im Dunkel der Nacht stand Guido neben dem Eremiten nun plötzlich vor einer halbzerfallenen Hütte, deren morsche Thür, in Trümmern liegend, freien Eingang gewährte. Eine matte Lampe erhellte kärglich das Innere einer kleinen Stube. In einem Winkel kauerte auf altem Stroh die bleiche, mit Lumpen bedeckte Gestalt eines greisen Bettlers, der sich mühsam erhob und, die Hände faltend, betete:

„Dürftig war mein Leben, aber Du, der die Raben nährt und die Lilie kleidet, Du ließest mich nicht verschmachten im Elend! Allgütiger Gott! Du hast mir Muth und Kraft verliehen, daß ich allen Lockungen zum Bösen widerstand; Du ließest mich, obschon ich in Noth schmachtete, ein ehrenvolles Greisenalter erreichen und schuldlos bleiben bis an den Rand des Grabes. O Du, ohne dessen heiligen Willen kein Haar fällt vom Haupte des Menschen, Du sendest mir nun die gnadenreiche Stunde der Erlösung, den Lohn des ewigen Heils. Gelobt sei Gott, der Herr über Leben und Tod!" —

Leise sank die morsche Hülle des Betenden auf das Strohlager zurück. Herzensreinheit und Seelenruhe verklärten die Gesichtszüge des Entschlummernden. Sternenglanz durchflog die Hütte wie ein Lächeln der Ewigkeit.

Und es ward heller und heller. Der Morgen errichtete der kommenden Königin des Tages im Osten den purpurnen Baldachin, und die Sonne bestieg den goldstrahlenden Thron. Die freudeglühenden Berge, von Weihrauchwolken umgeben, umstanden denselben wie betende Priester den Altar des Allerheiligsten. Die Bäume rauschten den Morgenhymnus, in welchen der Chor aller Geschöpfe einstimmte. Die Blumen neigten anbetend ihre perlengeschmückten, tausendfärbigen Häupter, und aus Flüssen und Bächen sprangen die Funken andachtsvollen Entzückens empor.

Auf dem glanzumflossenen Gipfel des höchsten Gebirges kniete ein frommer Weiser, das Antlitz der Sonne zugewendet, die triumphirend höher emporstieg, der Schöpfung ihren Schöpfer zu verkünden.

Der Weise wollte laut beten, aber die Worte versagten ihm, denn er war zu mächtig erschüttert von der Herrlichkeit jenes Schauspiels, welches nur ein Gott erschaffen kann. Die Worte wurden — Thränen, die bethauten Blumen weinten mit ihm. O Schönheit des Gebetes der in ihrem Uebermaß verstummenden Entzückung!

Aus einem dichten, dunkeln Walde, in welchen kein Strahl der allerwärmenden Sonne zu dringen vermochte, trat ein Gotteslängner hervor. Er hatte die edelsten Lebenskräfte vergeudet, auf Gottes Barmherzigkeit gesündiget, dann die Menschen, dem Gebot der

Nächstenliebe zuwider, gehaßt, den Schöpfer in seiner Schöpfung verläugnet, sein eigenes Dasein verflucht. Sein Körper wurde die Beute unheilbaren Siechthums, sein Geist ein Raub des Wahnsinns; aber dem Wahnsinnigen blieb die fixe Idee: »Er würde von seinem Wahnsinne genesen, gesund werden an Leib und Seele, wenn er nur einmal beten könnte; das Beten sei ihm aber versagt von einem furchtbaren Richter und Rächer.«

So ging er in seiner Verzweiflung aus der Waldnacht hervor. Da ergriff ihn das täglich erneuerte Wunder der Glorie der Morgenfeier. Die Gewalt des innern Dranges besiegte die Idee des Wahnsinnes, warf ihn auf die Knie, und er betete um die Gnade, beten zu dürfen. Es war das schönste Gebet seines Lebens — und Gott erhörte ihn. Er glaubte die Erlaubniß, beten zu dürfen, von Gott durch einen leuchtenden Himmelsboten erhalten zu haben, sank in einer Erschöpfung des Entzückens auf den weichen Rasen zurück, und die befreite Seele erschien vor Gott, wie das verirrte Kind jauchzend in das Vaterhaus zurückkehrt.

Guido, an der Leiche des Begnadigten knieend, betete mit heißer Inbrunst für ihn und sich.

Die Gestalt des Eremiten zerfloß, sich verklärend, wie ein Freudentraum, in den Strahlen der Morgensonne.

Der Tochtermörder.

Erzählung.

In einem dichten, aber durch Kunst zu einem Garten umgestalteten Haine außer Nikomedia, der Hauptstadt der römischen Provinz Bithynia in Asien, stand ein düsterer hoher Thurm, auf dessen graues Gemäuer die untergehende Sonne durch den Raum, welchen ein Nachwuchs von jungen Lorberbäumen ihr frei ließ, einen so freundlichen Schimmer herabgoß, als wollte sie die Trauer eines in diesem Thurme eingeschlossenen Wesens versüßen. Ach! und dieses Wesen war eine Jungfrau, deren Jugend der Morgenröthe, deren Schönheit der aufblühenden Rose, deren Herzensreinheit dem durchsichtigen Silberbächlein, deren heller Geist den auf dem Bächlein flimmernden Sonnenstrahlen glich.

Die holde Jungfrau, Barbara genannt, hatte vor einem Jahre ihre Mutter verloren, von der edlen Matrone aber das reichste und schönste Erbtheil erhalten, indem sie von ihr, die eine heimliche Christin war, in das Geheimniß — der göttlichen Dreieinigkeit eingeweiht wurde, und dann die heilige Taufe erhielt.

Die Tochter leistete der sterbenden Mutter den feierlichen Eid, daß nichts auf Erden sie bewegen werde, von der als einzig wahr erkannten christlichen Religion je abzufallen und zum Götzendienste zurückzutreten. Da

segnete die fromme Matrone die liebliche Jungfrau, welche im achtzehnten Jahre ihres holden Lebens blühte und jetzt am Todtenbette daſtand, wie die Lilie an einem Grabhügel. Die mütterliche Hand lag auf der, von dunkeln Locken umwallten Stirne der ſtill Weinenden, die jetzt auf ihre Knie ſank, und die letzten Worte der Sterbenden vernahm:

„Bleibe treu dem einzigen wahren Gotte bis zum letzten Hauche deines Lebens! Keine Lockung, keine Verſuchung, keine Drohung leite dich auf Abwege! Dulde und harre! Aus dem Schooße der Nacht geht das Morgenroth hervor. Ich werde nach meinem Tode dein Schutzgeiſt und der unſichtbare Zeuge deines Wandels hienieden ſeyn. Ich ſegne dich im Namen des dreieinigen Gottes, und mein Segen ruhe auf dir unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens, welches nur eine Prüfung der Tugend iſt, die ſich bewähren muß unter Verfolgungen und Leiden, zwiſchen Feuer und Schwert. Im Reiche der ewigen Seligkeit wird die Gnade Gottes uns wieder vereinigen!“ —

Sie ſchloß die Augen, in denen ſich Lichtſtrahlen vom Vorgefühl himmliſchen Entzückens zu brechen ſchienen, und neigte das Haupt. Die Seele kehrte zurück zu dem, von dem ſie ausgegangen war. In dem ſchüchternen Mädchen erwachte aber in dieſem Augenblicke die Seelenſtärke des erhabenſten Heldenmuthes.

In den Hain traten jetzt zwei Männer, deren Aeußeres einen grellen Abstand bildete. Der Eine dieser Beiden war der Sophist Hierokles, sehr zierlich gekleidet, aber auch sehr geziert in jeder Geberde und Bewegung. Der Faltenwurf des reich verbrämten Oberkleides war sorgfältig geordnet; goldgestickte Sandalen schmückten die Füße. In dem abgemessenen Gange lag etwas Gekünsteltes, in der Haltung des schlanken Körpers etwas Weichliches. Jede Miene des Gesichtes zeigte die Spuren von Behaglichkeit und Wohlleben. Der Andere, ein Mann von kolossaler Gestalt, gab sich durch Kleidung, und fast noch mehr durch verwilderte Gesichtszüge und Heftigkeit der Geberden als rauhen Krieger zu erkennen. Und dieser rauhe Krieger — Dioskorus genannt, — war der Vater der holden Barbara; ein leidenschaftlicher Götzendiener und von wüthendem Hasse gegen die Christen erfüllt, deren jedem er Verfolgung und Tod geschworen hatte.

Zwischen diesen beiden Männern entspann sich nun folgendes Gespräch:

Hierokles. Wie! In diesen Thurm verschlossest du das Mädchen, welches die Schönheit der Liebesgöttin mit aller Anmuth der Grazien in sich vereinigt? Gram oder lange Weile werden sie selbst oder wenigstens ihre Reize tödten.

Dioskorus. Meine Liebe zu ihr zwang mich zu diesem Schritte. Du weißt es, wie gewaltig die neue Religion so viele Gemüther verblendet; insbesondere findet sie bei den Weibern und Mädchen leichten Ein-

gang; Neuheit, Glanz und geheimnißreiches Wesen reißt die Schwachen dahin. Ich aber bin ein Feind dieser Christen und werde es bleiben bis zum letzten Hauche meines Lebens. Ich werde nie aufhören, sie zu verfolgen, so viel in meinen Kräften steht. Sie müssen ausgerottet, vertilgt werden vom Angesicht der Erde. Nicht Einen von ihnen soll das weite Römerreich dulden. Schwert und Feuer wüthe gegen sie, ihr Blut dünge die Fluren unserer Villen!

Hierokles. Dein Eifer raubt dir ja beinahe den Athem. Erhole dich, indeß ich dir meine Ansichten entwickle! — In der Hauptsache bin ich mit dir einverstanden. Diese Christen müssen vertilgt werden, die Götter und das Staatsinteresse gebieten es. Ueber die Wahl der Mittel aber, deren wir uns zu ihrer Ausrottung bedienen müssen, weiche ich von deiner Meinung ab. Du willst nur Gewalt, ich ziehe Klugheit und List vor. Jene erbittert, und macht die Verblendeten noch halsstärriger und verwegener. Der qualvolle Tod, den so Viele öffentlich erleiden, flößt ihnen einen ganz eigenen Stolz ein, macht sie bei Vielen zu Gegenständen des Mitleids, und entvölkert die edelsten unserer Familien. Klugheit und List führen schneller und sicherer zum Ziele. Kaltblütigkeit und Beobachtung des äußern Scheines milder Schonung werden die beste Wirkung thun. Selbst der Versuch, die ganze enthusiastische Geschichte lächerlich zu machen, würde sich gewiß der Mühe lohnen. Erkläre mir nun aber vor Allem, warum du die holde Barbara in diesem Thurm ver-

schlossen hast. Wollte sie unsern Göttern abtrünnig werden und den Glauben der Christen annehmen?

Dioskorus. Hätte sie es gethan, so lebte sie nicht mehr!

Hierokles. Das wolle Zeus verhüten!

Dioskorus. Ich konnte es nicht vermeiden, daß ihr mancher Christ zu Gesichte kam, oder daß man ihr hier und da etwas zu Gunsten dieser heuchelnden Enthusiasten erzählte. Ich verwahrte sie also, sogleich nach dem Tode ihrer Mutter, in diesem Thurme, um ihr alle Gelegenheit zu benehmen, mit Christen bekannt zu werden. Ich mußte damit umsomehr eilen, als die Schönheit und der Geist dieses seltsamen Mädchens schon allgemein Bewunderung zu erregen anfing.

Hierokles. Ich zweifle sehr, ob du auf solche Art dein Ziel erreichen wirst. Die Einsamkeit führt die Seele in einen Zustand der Betrachtung, in dem wir eine vorherrschende Neigung für das Uebersinnliche gewinnen, und eben die Religion der Christen ist es, die einen solchen Zustand vorzugsweise begünstigt. Die Einsamkeit entzündet auch die Phantasie, die dann zu Schwärmereien verlockt, das wirkliche Leben schal findet, sich schönere Welten bildet, um ihre überspannten Träume zu verwirklichen, das Irdische endlich gar verachtet, und sich dem hingibt, was die Christen das Himmlische zu nennen pflegen.

Dioskorus. Eher will ich ihr Haupt den Göttern der Unterwelt weihen, ehe ich es dulde, daß sie eine Christin wird. Der bloße Gedanke der Möglichkeit

könnte mich rasend machen. Soll ich mein ganzes Leben dem Dienste von Göttern gewidmet haben, denen mein einziges Kind abtrünnig wird? In vielen Schlachten floß mein Blut für die hohe Roma, die selbst von den Söhnen eines Gottes, des gewaltigen Kriegsgottes selbst, gegründet und von den Göttern bestimmt ist, die Welt zu beherrschen, und sie selbst entzünden in diesem Augenblicke in mir einen Gedanken, den ich als ihre Eingebung vollziehen will. Barbara werde Vestalin!

Hierokles. Dieser möchte fürs Erste wohl kaum ausführbar seyn; nehmen wir aber auch an, es wäre möglich, so würde ich dir dringend davon abrathen. Alles andere bei Seite gesetzt, fände ich es unverzeihlich, ja abscheulich, ein holdes Wesen von so viel Schönheit und Geist, für beglückende Liebe geschaffen, ihrer Bestimmung und der Welt zu entziehen; überdieß haben wir ja viele Mittel und Wege die Sache zu lenken, ohne die Zuflucht zu einem Aeußersten zu nehmen. Nur so nebenher erlaube mir zu bemerken, daß ich mir in kurzer Zeit sehr viel Wirkung von einem Werke verspreche, welches ich so eben vollendet habe. Es führt den Titel: „Philalethes," *) und ist gegen die Religion der Christen gerichtet; ein Werk mit solcher Klugheit, mit so feiner Schlauheit, mit so tiefer und weitumfassenden Welt- und Menschenkenntniß, und mit einer so reichgeschmückten, hinreißenden Beredsamkeit geschrieben, daß ich mich, so oft ich es zur Hand

*) Freund der Wahrheit.

nehme, eines selbstgefälligen Lächelns nicht erwehren kann.

Dioskorus. Mag seyn! Wer das Leben und die Kunst der Weisheit und Ueberredung erlernen will, der muß zu dir in die Schule gehen. Wer dich hört, muß glauben, was du ihn glauben machen willst. Was sagst du denn in deinem Werke? Dem Lesen bin ich feind, Leben aber höre ich nicht ungern, obschon meine Beredsamkeit das Schwert ist, welches auch den Beredtesten verstummen macht.

Hierokles. Du weißt, ich pflege öffentlich die Mäßigkeit, die Genügsamkeit, die strengste Tugend, ja sogar die Armuth zu preisen, denn die Welt liebt den Schein des Schönen und Guten. Im Stillen aber genieße ich das Leben, und lasse mir meine Kunst als sogenannter Sophist gut bezahlen, weil man ohne Geld das Leben nicht genießen kann. Das kurzgeschnittene Haupthaar gibt mir die Miene des Weisen, und das, was man etwa an mir Fehler zu nennen belieben könnte, bedecke ich vor den Augen der Uneingeweihten mit dem philosophischen Mantel, während man in meinem einfachen Landhause besser lebt und speiset, als in den Palästen mancher Vornehmen. Ein ähnlicher Geist duftet in meinen mündlichen Vorträgen und in meinen Schriften. So auch im Philaletes. Im Eingange entwickle ich die Pflicht des Weisen, den Menschen Heilmittel für ihre Thorheiten und Irrthümer an die Hand zu geben; dann wende ich mich insbesondere an die Christen, enthülle das Licht

der Weisheit, welches ihnen verdeckt ist, zeige ihnen den Starrsinn, der sie zur Erduldung so vieler fruchtlosen Martern antreibt, in seiner ganzen Blöße, und beweise ihnen die Unmöglichkeit, ihr Ziel jemals erreichen zu können. Die Sicherheit meiner Beweise, verbunden mit der Macht meiner Beredsamkeit, wie auch mit den schärfsten Waffen des Witzes und Spottes über schwärmerische Thoren, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Was keinem Thurm, keinem Beile des Henkers gelingt, das werde ich spielend erreichen: Die Ausrottung der neuen Sekte. Auch für die Heilung deiner seelenkranken Tochter weiß ich ein besseres Mittel als dieses Absondern und Verschließen.

Dioskorus. Welches?

Hierokles. Führe die Lebendigtodte aus ihrem Grabmale dahin, wohin sie gehört, führe sie ins Leben! Lerne sie kennen, was leben heißt! Zeige ihr die Fülle, den Reichthum der Freuden, für welche wir geschaffen sind, die Genüsse aller irdischen Güter, die uns überall entgegen lächeln! Laß Vergnügen mit Vergnügen, Zerstreuung mit Zerstreuung wechseln! Sie wird bald des traurigen Ernstes und der schwermüthigen Betrachtung müde werden. Die Lebenslust wird in ihr erwachen, und sie, die jezt ihr Ideal in der Entsagung zu finden glaubt, wird sich an das wirkliche Daseyn anfaugen, wie der Schmetterling an die Blume, wird im Wohlleben das höchste Gut erkennen und als bewunderte Göttin glücklich werden und beglücken wollen.

Dioskorus. Du magst recht haben; aber —

ich bin arm. Woher soll ich die Mittel nehmen, eine so kostspielige Heilung zu versuchen?

Hierokles. Mein Vermögen steht dir zu Gebot, mein Haus steht dir offen.

Dioskorus. Wie aber — wenn sie das Leben dann zu sehr lieb gewänne, sich in den Strom der Vergnügungen hineinstürzte, und aus einer Schwärmerin das Gegentheil würde?

Hierokles. Ich verstehe dich. Gib ihr dann einen Gatten, der Reichthum und Geist zugleich besitzt!

Dioskorus. Ich bin wohl reich an Lorbern, aber arm an Gold, kann meine Tochter nicht ausstatten. Wer wird ein Mädchen wählen, das —

Hierokles. Ich selbst, wenn du mich annehmbar findest. Sie soll das Kleinod meiner Schätze seyn. Zweifle nicht! Ist sie einmal meine Gattin, so weiß ich es zu machen, daß sie unsere Götter nicht minder lieben wird als mich selbst; denn die Natur hat mir mit dem Geschenke geistiger und körperlicher Vorzüge zugleich so viel irdische Güter verliehen, daß ich alle Mittel besitze, mich liebenswürdig zu machen, wenn ich will; ich will es aber, weil Barbara mir gefällt. Ich liebe sie mit glühender Leidenschaft.

Dioskorus. Sprichst du so im vollen Ernste? Spott oder Trug — bedenke, was du wagst! Ich bin arm, aber stolz und heftig, und mein Schwert —

Hierokles. Mag in der Scheide bleiben! Hochzeitgesänge will ich, kein Stahlgeklirre. Ich verlange Barbara zur Gattin; willst du sie mir zusagen?

Dioskorus. Sie sei dein!

Hierokles. So führe mich zu ihr in den Thurm! Alles andere abgerechnet, werde ich ihr schon in der Rolle des Befreiers als der schönste und liebenswürdigste der Männer erscheinen.

Beide gaben einander den Handschlag, und umarmten sich. Dioskorus öffnete die eiserne Pforte des Thurmes und sie gingen leise hinein.

Aus dem Gemache, in welches die Jungfrau eingeschlossen war, tönte ihnen der feierliche Gesang einer weichen, rührenden Stimme entgegen. Sie horchten. Hierokles konnte sein auffallendes Mißfallen und eine steigende Unruhe kaum verbergen; ein spöttisches Lächeln spielte um die zuckenden Lippen. Im erglühenden Gesichte des Vaters loderte aber wilder Zorn auf, und seine Blicke schienen Flammen zu sprühen.

„Sie singt ein Christenlied!“ sprach er mit dumpfer Stimme.

„So ist's,“ erwiederte der Sophist. „Mäßige aber deinen Zorn! Nur kalte Klugheit kann uns ans Ziel führen.“ —

Sie traten in das Gemach. Barbara erschrack, als sie die beiden Männer erblickte; eine Pergamentrolle entfiel der zitternden Hand. Sie blickte zu Boden, wagte es aber nicht, die Rolle aufzuheben. Dioskorus wollte darnach greifen, Hierokles winkte mißbilligend, und nahm freundlich lächelnd das Wort:

„Holdes Wesen, in dem Cytherens Schönheit mit der reizendsten Anmuth der Charitinen vereinigt ist! Hast du je an der innigsten Liebe deines ruhmwürdigen Vaters gezweifelt, so verkenne sie doch nicht in diesem schönen Augenblicke! Nur seine sorgvolle Liebe war es, die ihn bewog, dich einer Welt zu entziehen, in welcher selbst der Gedanke an eine Möglichkeit der Verführung auf Irrwege ihn mit solcher Furcht erfüllte, das er den, ihm selbst so schmerzlichen Entschluß faßte, dich wie sein unverletzbares, theuerstes Kleinod vor jeder Gefahr der trugvollen Zeit zu bewahren. Mir vertraute der altbewährte Freund seine bange Besorgniß; mir aber, der deine edle Mutter kannte, deren Schatten nun in Elysiums Freuden schwelgt und deren Ebenbild du bist, — mir ist's gelungen, dem Freunde, dessen volles Vertrauen ich zu besitzen mich rühmen darf, dem besorgten Vater, die Ueberzeugung zu verschaffen, daß du ihm eben so treu und ergeben bist, wie den olympischen Göttern, die dich mit den herrlichsten Gaben beschenkt haben, die ein weibliches Wesen schmücken und beglücken. Du wirst der Liebe des Vaters eben so dankbar seyn als der Huld der Götter. Und so gewährte der beruhigte Vater mir, dem treuen Freunde, die Freude, dir die Freiheit anzukündigen, als eine Folge des unbegränzten Vertrauens, welches er in deine kindliche Liebe und in deine Seelenstärke setzt. Ja, du sollst von nun an dir selbst angehören und dem Leben, dessen Zierde zu seyn die gnädigen Götter dich bestimmt haben.

Barbara schwieg erbleichend. Die Schmeichelworte des beredten Sophisten hatten ihre reine Seele mit Schwermuth umhüllt, wie nächtliches Gewölk den silberhellen Mond.

Dioskorus betrachtete sie mit finsterem Ernste. Nachdem er lange mit sich selbst gekämpft hatte, um seinen Grimm zu bemeistern, sagte er endlich so sanft als ein rauher Krieger seiner Art es zu sagen vermochte:

»Hat diese Einsamkeit deinen einst so lebensfrohen Geist niedergedrückt und in Trauer gehüllt?«

Barbara. Nein, mein Vater! Keine irdische Macht vermag meinen Geist niederzudrücken. Nichts, was sterblich ist, kann die Reinheit, also auch nicht die Heiterkeit meiner Seele trüben.

Hierokles. Ich weiß, welcher Schatz von grossen Gedanken und schönen Gefühlen in dir lebt; ich zweifle nicht, daß du dir selbst genügst; aber hier — wo jeder Quell von Lebensgenuß, wo die ganze Erde dir verschlossen war, — was blieb dir übrig?

Barbara. Der Himmel!

Dioskorus. Der Himmel mit seinen Göttern — meinst du?

Barbara. Der Himmel mit seinen Sternen.

Hierokles. Bist du eine Sterndeuterin?

Barbara. Ich bin es, doch nicht in dem Sinne, in welchem du es nehmen magst.

Dioskorus. In welchem also?

Barbara. Ich kann allerdings in dem großen

Buche des gestirnten Himmels lesen und die Sterne deuten.

Hierokles. Ich möchte mein Glück nur in zwei Sternen lesen, in deinen Augensternen; darin fände ich meinen Himmel.

Barbara. Dir leuchten sie nicht.

Dioskorus. Und was sonst magst du in den Sternen lesen und deuten?

Barbara. Ich lese in der Schönheit und Harmonie des regelmäßigen Laufes dieser glänzenden Himmelslichter das Dasein eines höchsten Wesens, von dem Alles, was ist, erschaffen ward; sie sind mir die Fackeln, welche die Kenntniß der Wahrheit — erhellen und die Allmacht eines Gottes zeigen, welcher —

Dioskorus (in Zorn auflodernd). Von welchem Gotte sprichst du? — Doch halt! Ehe du mir antwortest, so vernimm meinen unerschütterlichen Willen, und erfahre, daß du — die bestimmte Braut dieses edlen, würdigen Mannes bist!

Barbara. Nimmer!

Dioskorus. Frevlerin! Kennst du die väterliche Gewalt des Römers?

Barbara. Mich darf kein irdisches Band fesseln.

Dioskorus. Aber die väterliche Gewalt darf dich zwingen oder die Ungehorsame tödten!

Barbara. Mein irdisches Dasein liegt in der Hand des Herrn über Leben und Tod, in der Hand des Einigen Gottes, von dem ich meine ewige Seligkeit erwarte.

Dioskorus. Unselige! Du bist —

Barbara. Christin!

Dioskorus. Darf ich meinen Ohren trauen? Widersprich!

Barbara. Höre, o Gott der Wahrheit, wie ich, dem Rufe der Pflicht gehorchend, dem Vater die Wahrheit bekenne! Ich bin — Christin, ich habe die heilige Taufe empfangen.

Dioskorus. Sei verflucht!

Barbara. Gott verzeihe dir! Gott erleuchte dich!

Hieroklet. Nimm ihn zurück, den Fluch! Dioskorus — nimm ihn zurück! Sanftmuth und Geduld wird den Wahnsinn der verblendeten Schwärmerin heilen. — Holdes Mädchen! hast du deine Liebe einem Glücklicheren zugewendet? Bin nur ich dir verhaßt, du Ideal der Schönheit? Willst du auf solche Art mich zwingen, dir zu entsagen, weil du mit Recht vermutheſt, daß meiner Liebe zu dir kein Opfer zu groß wäre?

Barbara. Wo der Gott der Wahrheit waltet, verschwindet alle Täuschung! Wisse denn, mein Vater, den ich nach Gott zunächst ehre und liebe, wisse denn! Gottes Hand hob mich aus dem Labyrinth eines irren Lebens, voll von Wahnbildern einer glühenden Phantasie. Er sandte seinen Engel des Erbarmens, mich zu führen aus der Nacht von Trug und Blendwerk. Ich folgte ihm, und dem Himmel hab' ich mich geweiht. Mein Glaube steht fest wie das Weltall. Ab-

gefallen ist das Nachtstück meines Lebens. Entsagt hab' ich der blühenden Welt und ihren Freuden: ich bin die Braut der Ewigkeit. Keine irdische Gewalt vermag es, mich meinem hohen Ziele zu entreißen. Nichts erwarte ich vom Staube; die Krone der Unsterblichkeit ist es, zu der ich mein Aug' emporrichte. Zu Gott nur leb' ich; vor seinem Willen beuge sich der Mensch! Mir hat sein Licht geleuchtet; Verbrechen wär' es, der erkannten Wahrheit abtrünnig zu werden. Preis und Ehre ihm, dem Höchsten, durch den wir Herrliches vollenden, durch den wir glorreich enden! Frei von Sinneslust und Erdenfesseln, wandle ich durch Nacht und Tod auf seinen Pfaden.

Wie ein Feuer, welches zuerst in rothen Funken aufsprüht, mit der Vermehrung des brennenden Stoffes, wenn die Flügel des Windes die Glut anfachen, endlich in hell auflodernde Flammen emporfährt, mächtig um sich her greift und in rasender Zerstörungswuth tobt, so fürchterlich entbrannte der Zorn des Vaters, der in der frommen Erklärung der Tochter nur trotzende Verstocktheit zu finden wähnte, und in seinem Ingrimm, der ihm beinahe die Stimme erstickte und den Athem raubte, nur die wenigen Worte auszusprechen vermochte: „Verruchte Frevlerin! Den Göttern der Unterwelt weihe ich dein Haupt!"

Wie von Sinnen, entriß er der erbleichenden Jungfrau den heiligen Schleier, setzte den Fuß auf die Perga-

mentrolle der christlichen Gesänge, und ergriff das Haupthaar der Dulderin, um sie mißhandelnd zur Erde niederzureißen. Hierokles trat dazwischen, umfaßte den Wüthenden, und zog ihn zurück mit den Worten: „Milde Schonung geziemt der zarten, jugendlichen Schönheit. Der Weise handle nie im Zorne!“ — Und als Dioskorus diese Rede nicht beachten wollte, fügte Jener drohend hinzu: „Sie ist meine Braut; wer sie mißhandelt, erkenne in mir seinen unversöhnlichen Feind!“ —

Da zog Dioskorus seinen kräftigen Arm zurück; ein Blitz entfuhr seinem wild rollenden Auge; er verließ das Gemach. Hierokles sagte mit mildem Tone: „Bei mein, und ich rette dich! Wo nicht, — so bist du verloren!“ — Barbara erhob schweigend die Augen zum Himmel. Hierokles entfernte sich mit bedauerndem Lächeln.

Seiner Eile gelang es, den Dioskorus einzuholen, der aber so in sich selbst versunken war, daß er den neben ihm einher wandelnden Sophisten gar nicht bemerkte. Hierokles schwieg und beobachtete den Kriegstribun, dessen häßliche Gesichtszüge mit ihrem wild aufgeregten Muskelspiel deutlich zu erkennen gaben, daß er in seinem Innern über einen bösen Vorsatz brüte.

Endlich nahm Hierokles das Wort: „Nicht mißbilligen kann ich deinen Zorn, wohl aber den hohen Grad desselben. Wer sich von einer heftigen Leiden-

schaft überwältigen läßt, strafe nicht denjenigen, den er strafen will und soll, sondern sich selbst. Jede Leidenschaft macht blind, ein blinder Schütze aber trifft nicht das Ziel. Theile mir denn mit, was du etwa bei dir selbst beschlossen haben magst, damit ich es ruhig prüfe und meine Meinung freimüthig sage!" —

Dioskorus gestand nach langem Zögern endlich, er sei fest entschlossen, alsogleich zu dem römischen Statthalter Marcianus hinzugehen, die ungehorsame, ihren Göttern abtrünnige Jüngerin anzuklagen und den Richter aufzufordern, daß er sie zwinge, den Göttern zu opfern, oder, wenn nichts ihren Starrsinn zu beugen vermöge, wie ihr nach den Gesetzen des Reiches verfahre.

Der schlaue Serbil wußte als feiner Menschenkenner, daß er den wilden Trotz des gerneinbrannten Kriegers jetzt nicht bändigen könne, und daß selbst die sanftesten Einwendungen ihn nur noch mehr erbittern würden. Er billigte daher den Entschluß, den er nicht ändern konnte, nöthigte aber den, mit dieser Erklärung zufriedenen Dioskorus, mit ihm in sein Landhaus zu gehen, in dessen Nähe sie kamen, daselbst auszuruhen und Erfrischungen zu nehmen.

Es gelang dem gewandten Sophisten, den rohen Krieger durch vorgesetzte Weine und Speisen dahin zu bringen, daß er länger als eine Stunde bei ihm verweilte. Hierokles benützte diese Zeit, um einen vertrauten Sclaven an den Statthalter mit einem Briefe abzuschicken, worin er diesen ersuchte, den Wüthenden

auf mildere Gesinnungen zu bringen, sich in seinem Urtheilsspruche nicht zu übereilen, auf jeden Fall aber die Angeklagte, die er leidenschaftlich liebe und für sich zu gewinnen wünsche, so schonend als möglich zu behandeln.

Der Statthalter pflegte sich des schlauen Sophisten, den er als ersten Redner Nikomedia's und als den glücklichsten Anwalte sehr achtete, häufig dabei manchmal auch auf unredliche oder unrechtliche Weise, zu bedienen, und mochte sich daher gegen ihn gerne willfährig zeigen. Die Gelegenheit, die sich hier darbot, sich den Hierokles auf's neue zu verbinden, kam dem Statthalter allerdings sehr erwünscht; er gab sich auch überhaupt gerne die Miene eines Menschenfreundes; sein reizbares Gemüth loderte aber sehr leicht auf, insbesondere gegen die Christen, gegen die er einen glühenden Haß nährte, welchen er aber in seinem Innern zu verbergen suchte. Er beschloß daher, sich in dem gegenwärtigen Falle zu beherrschen und die Mäßigung verwalten zu lassen.

Am nächsten Tage führte Dioskorus seine Tochter in die Gerichtshalle. Sie folgte ihm still und ruhig, wie das Lamm dem Opferschlächter. Auf dem erhabenen Stuhle von Elfenbein saß Marcianus, der römische Statthalter. Zu beiden Seiten standen mit trotzigen Gesichtern die Lictoren, die Fasces mit den blinkenden Beilen im Arme haltend.

Marcianus. Warum erscheinest du, Held Dioskorus, mit dieser Jungfrau, vor unserem Gerichtsstuhle, welcher die Unschuld beschützt, der Schuld aber die verdiente Strafe zuerkennt? —

Dioskorus. Den Vater erblickst du als Ankläger der entarteten Tochter. Mit ihr, die ihr Herz den kindlichen Gefühlen verschließt, der Macht des Vaters spottet, verfahre du nach den Gesetzen des Reiches, weil sie den Gesetzen der Natur trotzt!

Marcianus. Und wessen klagst du sie an? Nenne mit Bestimmtheit das Verbrechen, dessen du sie beschuldigest!

Dioskorus. Sie ist abtrünnig der Verehrung unserer Götter, nennet sie Wahngebilde der Phantasie, Wesen einer nichtigen Fabelwelt, und huldigt dem fremden Glauben der Christen, welchen sie den einzig wahren nennt, in dem sie leben und sterben will.

Marcianus. O des Frevels! Ich schaudere — Tochter des tapfern Dioskorus! Blick' empor und beantworte meine Fragen!

Barbara erhob das gesenkte Haupt, wendete ihre Blicke zuerst zum Himmel, dann auf den Statthalter. Auf den edlen Zügen des blassen Gesichtes ruhte ein Glanz der Verklärung, wie das Mondlicht auf der reinsten Silberquelle, und ein mildes Sternenfeuer schimmerte aus den frommen Augen. Marcianus, von dem plötzlichen Anblick der Schönheit und Heiligkeit unwillkürlich überrascht und ergriffen, erstarrte, keines Wortes mächtig, gleich Einem, an dessen Haupte ein Blitzstrahl vorüberflog. Selbst Dioskorus wendete sich ab, wie vor einer überirdischen Erscheinung, von welcher ein himmlisches Licht auszugehen schien. Barbara stand, die Hände über der Brust gekreuzt, bescheiden, doch ohne Scheu, in ihrer erhabenen, Ehrfurcht gebietenden Stellung. Endlich ermannte sich der Statthalter, wie aus einem Traume erwachend. Ein flüchtiges Schamgefühl seiner Schwäche überzog sein Antlitz augenblicklich mit dunkelrother Glut; er unterdrückte eine Aufwallung des Zornes, gab seinem Gesichte den freundlichsten Ausdruck, dessen es fähig war, und sagte mit sanfter Stimme: „Nein! diese Mienen der reizendsten Unschuld sind die sprechendsten Zeugen, daß du eines solchen Verbrechens nicht fähig bist. Du von allen Göttern und Göttinnen Begünstigte, kannst das Dasein der Götter nicht läugnen, die dich mit ihren köstlichsten Gaben beschenkt haben! Bedauernswürdige! Der Reiz der Neuheit hat dich geblendet, Schwärmer haben, die Unerfahrenheit der Jugend benützend, dich bethört, verführt. Erwache! Erkenne! Opfere den Grazien! Er-

wecke den Neid der Göttin von Paphos! Entzücke ihre Verehrer durch die Anmuth deiner Gestalt! Begeistere neue Dichter, entflamme neue Künstler, daß dein Bildniß in Farbe und Marmor die ferne Nachwelt erfreue! Lasse die Strahlen deines Geistes glänzen, um deine Zeitgenossen dem Götterdienste zu erhalten! Genieße des Glückes, dessen Quellen dir auf allen Wegen entgegen springen!"

Barbara erwiederte mit fester Stimme:

„Vergebens sprichst du die täuschenden Worte der Verlockung. Ich habe die Wahrheit erkannt in dem einigen Gott; in seinem ewigen Reiche suche ich meine Seligkeit, nicht das vergängliche Glück irdischen Wahnes. Ich bin Christin, will als Christin leben und sterben!"

Kaum vermochte Marcianus die erheuchelte Sanftmuth länger zu behaupten und den auflodernden Zorn zu besiegen; mit zunehmender Heftigkeit sagte er:

»Weißt du auch, was dich erwartet, wenn du auf deinem wahnsinnigen Trotze beharrst? — die peinlichsten Martern."

Barbara. Gott wird mir die Kraft verleihen, sie zu ertragen.

Marcianus. Und wenn du sie vergebens erträgst, so fordert das Gesetz ein höheres Opfer, fordert —

Barbara. Mein Leben! Welches Opfer kann zu groß seyn, wenn ich es meinem Glauben, meinem Gott darbringe?

Marcianus. Du spottest meiner Güte und des Gesetzes; erfahre denn die Strenge von beiden! Lictoren! führt sie in den Kerker! Mit zerfleischenden Geißeln werde die Frevlerin gezüchtiget! — Barbara! noch ist es Zeit; widerrufe und du bist frei!

Barbara. Ich folge dem Gesetze Gottes, handle du nach dem deinigen!

„Aus meinen Augen! führt sie fort, daß ich sie nicht erwürge mit diesen Händen!" — So rief Dioskorus mit brüllender Simme.

Marcianus winkte den Lictoren. Die erröthende Jungfrau folgte ihnen, die Augen zum Himmel erhebend.

Drei Tage schmachtete die Dulderin im Grabgewölbe der Kerkernacht; Geißelhiebe zerfleischten die zarten Glieder. Sie ertrug die Schmach, sie ertrug den Schmerz ohne Aechzen, ohne ein Wort der Klage. Am vierten Tage zeigte der reine Leib keine Spur erlittener Verwundung. So erhebt sich der Morgen nach der Sturmnacht in erneuter Schöne.

Nochmal vor den Richterstuhl geführt, erklärte sie neuerdings, treu zu verharren im Glauben an den einigen wahren Gott, und zu entsagen den Götzen, den Wahngebilden träumenden Phantasiezruges.

Diese Weigerung und die Kunde von der spurlos verschwundenen Verletzung steigerten den Zorn des Statthalters zum Ingrimm; er befahl, sie in den

dunkeln Kerker zurückzuführen, und ihr die Seiten mit flammenden Fackeln zu brennen. Der Befehl ward vollzogen. Die Flammen flackerten und erloschen, ohne einen Schmerzenslaut der Märtyrin zu erpressen. Die Wuth des wilden Feuers schien über den reinen Leib keine Gewalt zu haben. Am dritten Tage war keine Spur der sengenden Flammen sichtbar. So schimmert die Lilie in der Sonnenglut in noch weißerem Glanze.

Barbara wurde abermal vor den Richterstuhl des Statthalters geführt. Als er die Unversehrte wieder in der Blüthe ihrer Schönheit und unbesiegbaren Seelenstärke erblickte, als die Erhabene dem erneuerten Befehle, den Göttern zu opfern, Folge zu leisten sich weigerte, — da rief Marcianus: »Bist du denn so erhaben über alle irdische Macht, so werde vertilgt vom Angesicht der Erde!" — Und er befahl den Lictoren, vor seinen und ihres Vaters Augen sie zu enthaupten.

Sogleich ward vor dem Richterstuhl ein Kreis gebildet, und ein Block in die Mitte desselben gestellt. Hierokles entfernte sich, Dioskorus aber stand, wie die Bildsäule eines Höllengottes, regungslos, mit funkensprühenden Augen auf die Tochter hinstarrend.

Barbara sank auf ihre Knie, erhob die Augen, in denen ein Vorgefühl des Himmels glänzte, zum Himmel empor, und sprach: „Ich stehe am Ziel meiner Leiden; bald werde ich eingehen in das Reich der ewigen Freuden. Verlasse mich nicht, mein Herr und Gott! Durch dich bin ich Alles, ohne dich nichts!"

Sie legte das schöne, vom aufgelösten Haar um-

flossene Haupt auf den Block. Schon schwang der Lictor das blinkende Beil. »Verruchte!« so erscholl plötzlich eine Donnerstimme: „von der Hand des Vaters, den du verhöhnest, sollst du sterben!“

Mit diesen Worten entriß Dioskorus dem Lictor das Beil, schwang es empor — und das Haupt der Heiligen flog vom Rumpfe. Marcianus verhüllte sein Antlitz; die Menge stieß einen Schrei des Schreckens aus. Dioskorus stürzte zu Boden. Das Entsetzen über die eigene gräßliche That hatte ihn getödtet in dem Augenblick des Tochtermordes.

Zillah.

Eine altebräische Legende*).

---

*) Das Faktische erzählt Maundeville in seinem Werke: The Voyage and Travail etc.

Zur Zeit, da, seit dem Verluste des Paradieses, der Rosenstrauch auf Erden ausgestorben war, lebte in dem Städtchen Bethlehem eine Jungfrau, Namens Zillah, so hold und so lieblich, als sollte in ihr und durch sie das Bild und Andenken der verschwundenen Rosen erhalten werden. Der Ruf ihrer Schönheit erfüllte das Land Judäa. Wer die anmuthige Gestalt und das morgenröthliche Antlitz voll Unschuld und das Helldunkel des Auges, aus dessen Nacht die Seele wie das milde Feuer des reinsten Sternes hervorstrahlte, nur einmal gesehen hatte, konnte das entzückende Bild nie wieder vergessen.

Zillah's Gemüth glich dem Heiligthum des Tempels, denn Stille, Ruhe und Klarheit herrschten darin, von keiner Leidenschaft gestört. Die irdische Liebe blieb ihrem Herzen fremd, da es von der himmlischen erfüllt war. Und so bewarben sich selbst die schönsten der Jünglinge, die edelsten der Männer, vergebens um die Neigung der Holden; aber selbst die Verschmähten vermochten es nicht, der Verschmähenden zu zürnen.

Nur Einer von Allen, Hamuel der Frechgesinnte, ergrimmte ob der verweigerten Gegenliebe im stürmi-

schen Gefühle seines schwerbeleidigten Stolzes so heftig, daß er ohne Unterlaß auf Rache sann. Und es gebar seine tückische Seele bald einen Plan, würdig von einem Geiste der Finsterniß ersonnen zu seyn. Er verbreitete mit schlauer, rastloser Bosheit gegen die himmelreine Tugend der Jungfrau heimlich die schmählichsten Gerüchte, die von vielen Mißgünstigen gierig aufgehascht, leicht geglaubt, durch das Echo vieler Zungen wiederholt, mit neuen Zusätzen vermehrt wurden, und sich vergrößerten, wie der fallende Schneeball zur Lavine wird, bis die Verläumdung endlich einen solchen Schein von Gewißheit erhielt, daß Zillah, wenn sie im Tempel betete und ihre frommen Gedanken und Empfindungen zu Gott emporstiegen, oder wenn sie auf der Straße mit gesenkten Augen züchtig einherwandelte, als eine arge Heuchlerin verspottet wurde.

Nun wagte der unversöhnliche Bösewicht eine förmliche Anklage. Zillah wurde vor den Richter berufen; erkaufte Zeugen traten gegen sie auf, und das strenge Gesetz verurtheilte die Schuldlose wegen verletzter Unschuld zum Tode.

Schon ward der Scheiterhaufen aufgethürmt; schon stand Zillah, an den Pfahl gebunden, allein und, wie es schien, verlassen von Gott und den Menschen; auf ihrem blassen Angesichte lächelte aber die Seelenruhe, und aus ihren Augen strahlte die Hoffnung auf ein höheres Leben, welches keine irdische Flamme zu zerstören vermag.

So stand die Reine da, Hamuels Gegenbild;

Hamuels, der sich an ihrem Tode weiden wollte; in jeder ihrer Mienen lag ein Vorgefühl des Himmels, in jedem verzerrten Zuge seines Gesichtes aber ein Vorgefühl der Hölle, das erwachende Bewußtseyn des verübten Verbrechens. Ihr Auge traf das seinige nur einmal — ohne Vorwurf, ohne Zorn — und dennoch durchbohrte der Blick sein Herz wie ein glühender Dolch.

Schon schreitet der Henker mit der brennenden Fackel einher; er hält sie an das Holzgerüste; es lodert hoch auf! Prasselnd rasen die wilden Flammen, verbreiten sich mit steigender Gewalt, umwehen und umzüngeln mit gieriger Wuth die duldende Jungfrau, welche mit erhabener Ruhe dasteht, in ein Gewand von Todesfeuer gehüllt.

Schon legen sich die gierigsten, die kühnsten der Flammen an den holden Leib der Dulderin; aber Gott schützt die Unschuld; sein Hauch weht, und siehe da! das wildauflodernde, grimmige Feuer sinkt, seine Wuth erstirbt, alle Flammen vereinigen sich in einen Punkt, und bilden einen Blitz, welcher, wie suchend, dahintobt und tödtend Hamuels Haupt trifft. Den Fall des Ruchlosen begleitet die staunende Menge mit einem Schrei des Entsetzens, und — o Wunder! der Pfahl, an welchen die Schuldlose gebunden steht, gewinnt Zweige. Die Zweige schmücken sich mit hellgrüner Blätterfülle; Rosen leuchten dazwischen hervor, weißglühend, und eine Laube umwölbt, wie ein Triumph-

bogen, die Siegerin in der Todesqual, die Neubelebte, die Verklärte der frommen Unschuld.

Und so erblühten seit dem Verluste des Paradieses die ersten Rosen als ein Paradies der Unschuld.

Von diesem wunderbaren Ereigniß wird die zwischen Bethlehem und der Kirche gelegene Ebene noch jetzt das Rosenfeld genannt.

14.c.11428

Ulrich,

Herzog von Würtemberg

Historisches

Schauspiel in fünf Akten

Chr. Kuffner.

Bibliothek

Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.

Wien, 1840.

Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, bei Paul Baumgärtner.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Ulrich,

Herzog von Würtemberg.

Hiſtoriſches Schauſpiel

in

fünf Akten.

Personen.

Ulrich, Herzog von Würtemberg.
Leo, Ritter von Sonnenstein.
Sidonia, seine Tochter.
Bertha, ihre Muhme.
Junker Guido von Ostenthal.
Ritter Dippold am Stein.
Jörg, Truchseß, Freiherr v. Waldburg, oberster Feldlieutenant } der Truppen des schwäbischen Bundes.
Hubert von Breitenstein, Feldhauptmann }
Georg von Besserer, Bürgermeister in Stuttgart.
Dietrich von Kraft, Schreiber des großen Rathes in Ulm.
Hans, der Spielmann von Hart.
Sibylla, Wirthin einer Straßenherberge.
Hubert, } Führer der Lanzenknechte des schwäbischen Bundes.
Goar, }
Der lange Peter, Oberster.
Löffler, } Hauptleute einer Schar von Lanzenknechten.
Mukerle, }
Magdeburger, }
Ein Stadtwachter.
Erster } Gast in der Herberge.
Zweiter }
Oswald, ein Knappe Leo's.
Gefolge, Ritter und Krieger des Herzogs.
Ein Führer der Bündischen.
Ein Rathsherr } in Stuttgart.
Ein Burger }
Einer vom Volk }
Burger in Ulm und Stuttgart. Stadtwächter. Feldhauptleute. Lanzenknechte. Ball- und Herberggäste. Rathsherren in Stuttgart. Volk.

Zeit der Handlung: das zweite Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts.

Erster Akt.

Erste Scene.

Großer Platz in der Reichstadt Ulm; im Hintergrunde das Rathhaus, vor welchem eine Schar Lanzenknechte aufgestellt ist; zu beiden Seiten Bürger und Volk.

Dietrich von Kraft. Georg von Besserer. Löffler. Mukerle.

Kraft.

Nein! So lange die Welt steht, hat man nichts Schöneres gesehen als den heutigen Einzug der Ritter und Kriegsknechte des schwäbischen Bundes in unserer weltberühmten Reichsstadt Ulm. Ich prophezeihe Euch, daß dieser Einzug der Leichenzug des flüchtigen Herzogs Ulrich von Würtemberg ist. In den letzten Zügen liegt er wenigstens, so viel ist gewiß, und in sein Land kommt er nicht mehr zurück.

Besserer.

Ihr gebt ja förmliche Orakelsprüche von Euch? — Hört doch nur, was für ein höllisches Getöse unsere scharmanten Gäste, die Bundesobersten und die Feldhauptleute in dem Rathhaussaale machen! Der Wein thut seine Wirkung; sitzen nun auch fünf Stunden bei Tische.

Zweite Scene.

Vorige. Zwei Stadtwächter, die aus dem Rathhause kommen, und den Lanzenknechten große Weinkrüge bringen.

Ein Stadtwächter.

Der hohe Rath der freien Reichsstadt Ulm sendet Euch diese Labung.

Löffler
(trinkend).

Hoch lebe der schwäbische Bund!

Alle.

Hoch!

Mukerle
(trinkend).

Der hohe Rath und der tiefe Rathskeller!

Alle.

Hoch!

(Die Stadtwächter ab.)

Wetzerer.

Wer im Zechen ein Meister werden will, der muß zu diesen Waschschwämmen in die Schule gehen. Mich wundert nur, daß Einer von ihnen noch die Lanze halten kann.

Kraft.

An den Lanzen halten sie sich eben noch fest; sonst lägen sie Alle schon längst auf dem Boden.

(Es fängt an zu dämmern. Bürger und Volk verlieren sich allmählig.)

Wetzerer.

Nun zünden sie im Rathhaussaal
Zum Tanzfest schon die Lichter an.
Mich macht der Jubel traurig.

Kraft.

Ei wie so?

Besserer.

Weil dieser schwäb'sche Bund, als Feind
Des wackern Herzogs Ulrich, mir verhaßt ist.

Kraft.

Hängt Ihr denn immer noch mit Leib und Seel'
Dem Würtemberger Herzog an?

Besserer.

Ja! wem ich einmal treu ergeben bin,
Dem bleib ich's bis zum letzten Athemzug.

Kraft.

Des Herzogs Herrlichkeit geht nun zu End',
Da muß man denn politisch seyn.

Besserer.

Das heißt, man dreht den Mantel nach dem Wind?
Bleibt mir mit dieser Politik vom Leib!
Ich kenne nichts als Ehrlichkeit und Pflicht.

Kraft.

Ihr seyd partei'sch, als Stuttgarts Bürgermeister,
Weil diese Stadt noch an den Herzog hält.

Besserer.

Ich sprech' als Mensch und treuer Unterthan.
Was Recht ist, das bleibt Recht in Ewigkeit;
Kein Unglück kann das Recht zum Unrecht machen.

Kraft.

An seinem Unglück ist der Herzog selber schuld.

Besserer.

Der Ulrich, sag' ich, wird dem Unglück trotzen,
Und seinen Thron als Fürst und Mann behaupten.
Ich seh's, Ihr kennt den edlen Herzog nicht.
Steht er auch jetzt verlassen da von Allen,
Die treulos oder furchtsam von ihm weichen, —
O nur Geduld! Es ist noch nichts verloren.

Steht auch das Aeußerste schon auf dem Spiel,
Der mächt'ge Herrscher ist sich selbst ein Heer,
Und seine Herrlichkeit bürgt ihm sein Reich.

Kraft.

Warum trat er dem mächt'gen Verein
Des schwäb'schen Bundes denn nicht bei?

Besserer.

Er fühlte Kraft genug, allein zu stehn.

Kraft.

Konnt' er mit seiner Frau Sabina denn
Nicht friedlich leben? So beleidigte
Er seinen Schwager, Baierns Herzog, schwer.

Besserer.

Die Herzogin war stolz, und zankte gern;
Das mag der Mann nicht an dem Weiblein dulden.

Kraft.

Unklug und Unrecht war's, daß er den Johann
Von Hutten niederstach.

Besserer.

Der Herzog duldet
Beleidigungen seiner Ehre nicht,
Auch die geringste nicht, selbst nicht den Schein;
Und überdieß stach er den Gegner ja
Im offnen Kampfe nieder auf der Jagd.

Kraft.

Auch seine allzuheftigen Ausbrüche
Des Zorns und übermäß'ger Kühnheit,
Mit welchen er, der Einzelne, so vielen
Verbündeten die Stirne trotzend bot,
Sie machten ihn verhaßt; selbst Kaiser Max — —

Besserer.

Ach leider starb der edle Herr dem Herzog

Zu früh; an ihm verlor er einen weisen,
Gerechten Richter, dessen er in dieser
Höchst argen Zeit noch mehr als je bedurft.

Kraft.

Und wäre er nur wenigstens nicht gegen
Die freie Reichsstadt Reutlingen gezogen,
So grimmig, so gewaltsam unter seine
Botmäßigkeit sie beugend.

Besserer.

Seht mir doch!
Sollt' er sich etwa die Beleidigungen
Der kecken Städter, deren Nest in seinem
Gebiete lag, gar zahm gefallen lassen
Und zuseh'n, wie sie ihm den Waldvogt auf
Achalm erschlugen?

Kraft.

Hätt' er wenigstens — —

Besserer.

Potz hätt' und wäre und warum und weßhalb!
Herr Schreiber eines großen Raths in Ulm!
Bleibt hübsch bei Eurer schönen, zierlichen
Buchstabenmahlerei, und übrigens
Urtheilet nicht absprechend über Fürsten,
Für deren Größ' Ihr keinen Maßstab habt!
Und damit Punktum! Mit des Bundes Einzug
Ist meine Sendung hier in Ulm geendigt,
Die nur als Stuttgarts Bürgermeister mich
Hierher zu kommen zwang; sonst hättet ihr
Mich wahrlich nicht gesehn. Ich eile nun,
Gott sey gedankt! in meine Vaterstadt zurück.

Kraft
(allein).

Du hochgesinnter Herr! Dich und dein Stuttgart
Wird wohl der schwäb'sche Bund und Ulm
Bald Mores lehren; wollen euch
Buchstaben auf den Rücken mahlen,
An die ihr ewig denken sollt!
Ade, Herr Griesgram! Ich geh nun zum Tanz.
Vielleicht seht ihr bald einen Todtentanz!

(Ab).

Dritte Szene.

Guido von Ostenthal
(aus dem Rathhause kommend).

Ich halt's nicht aus; sie treiben es zu toll!
Das weinentflammte Blut
Entzündet ihre Wuth.
Wie ein Gewitter tobt's im Saal;
Der Zwietracht Geist erwacht;
Getheilte Meinung rüstet sich zur Schlacht.
O trauriges Vorbild der nahenden Zeit!
Wie Alles im Hause hier tobend zerfällt,
Wird's bald auch ergehen der armen Welt,
Wenn Raubsucht und frevelndes Treiben
Mit blutiger Hand Gesetze schreiben.

In diesem wilden Kriegsgetümmel,
In dieses Kampfs Gewitternacht,
Erblick' ich an dem düstern Himmel
Nur Eines Sterns goldhelle Pracht.
Sidonia! Es ist kein Traum; du warst's,

Die ich am Erkerfenster heut erblickt,
Als unser Heereszug dem Rathhaus nahte.
Dieß sagte mir mein Herz, dieß sagte mir
Dein Blick, und dein Erröthen, dein Erblassen
Bei meinem Gruß. —
So hat mein guter Geist
Dich, Schutzgeist meines Lebens, dich,
Sidonia! hieher geführt.
Bist du auch noch dieselbe, die du warst?
Hast du mir Lieb' und Treu' bewahrt,
Dieß Kleinod, das die Welt zum Himmel macht?
Doch — bist auch du mir treu gesinnt, droht nicht
Der böse Dämon dieser Zeit uns Trennung?
Hat nicht dein Vater, seinem Herzog treu,
In Ulrich's Scharen sich gestellt, indeß
Das Bundesheer mich an sich zog? Dann wehe mir!
Er steht mir feindlich drohend gegenüber,
Er spricht: »Des Herzogs Feind ist mein Feind auch!

So bist du denn, Sidonia, mir verloren,
Und weicht mit dir mein guter Geist von mir?
Hält mich der Dämon des Verderbens fest,
Der einmal mich in's Netz gelockt,
Dem Liebentflammten Schätze, Rang und Glanz
Verhieß, und nun mich in den Abgrund stürzt,
Da mir des Glückes Stern am Himmel glänzt? —

Ihr Bilder der Verzweiflung, flieht von mir!
Du, Schärpe, du, von ihrer Hand geschaffen,
Du blickst mich an mit ihrer Augen Blau;
Blau ist die Farb' des Himmels und der Treue.
Komm, milde Ruh'! erleuchte mir das Herz,

Und lehre mich, wie ich geheim, doch zart
Und ſittig, mich der Holden nähern darf!
Ein Wort von ihr, und ſchwinden wird die Nacht,
Die wie ein gift'ger Qualm mich jetzt betäubt.

Vierte Scene.

Guido. Kraft.

Kraft.

Kraft heiſſ' ich, aber kraftlos bin ich ſchon:
Ich ſollt' mich heut in tauſend Theile theilen,
Und aus dem Kraft zahlloſe Kräfte machen,
Um überall zu ſeyn, wo man mich braucht,
Wie's einem Schreiber ziemt des großen Raths,
Der für die Ehre ſeiner Stadt
Und für das Wohl der Gäſte ſorgt.
Jetzt in den Rathhausſaal,
Um da zum Tanzfeſt Alles anzuordnen!
Doch wie? Was ſeh' ich? Seyd Ihr's wirklich, Guido
Von Oſtenthal, mein alter Schulkam'rad
Von Tübingen?

Guido.

Mein lieber Dietrich Kraft!
Gott grüß' Euch! Seyd mir tauſend Mal willkommen!

Kraft.

Ein Krieger, edler Freund, im Bundesheer?

Guido.

So iſt's. Und Ihr?

Kraft.

Des großen Raths in Ulm
Geheimer Schreiber, der, mit Ruhm zu melden,
Schon manch politiſches Tractätlein ſchrieb,
Und hier in Anſeh'n und wohlhabend lebt.

Guido.

So gut iſt's mir, Freund Kraft, noch nicht geworden;
Denn Gold und Lorbern muß ich erſt erwerben,
Um mein verfall'nes väterliches Schloß
Neu aufzubau'n in dieſem Jammerthal.

Kraft.

Drückt den ſonſt heitern Freund die Schwermuth nun?

Guido.

Weil etwas mir ſchwer auf dem Herzen liegt.

Kraft.

Was wäre das?

Guido.

Die Liebe.

Kraft.

Glaub's Euch gern!
Hab' ſelbſt gekoſtet von dem ſüßen Gift,
Von dieſem Feu'r, das leuchtet, aber brennt.
Wenn's kein Geheimniß: wie heißt die Geliebte?

Guido.

Euch darf ich trauen, wie mir ſelbſt; ſo wißt,
Sie heißt Sidonia von Sonnenſtein.

Kraft.

Sidonia von Sonnenſtein? Haha!

Guido.

Und findet Ihr das lächerlich? Sie iſt
In Ulm; ich ſah ſie heut beim Einzug.

Kraft.

Das glaub' ich gerne.

Guido.

Kennt Ihr Sie?

Kraft.

Ich werde doch mein schönes Mühmchen kennen,
Das mit mir in demselben Hause wohnt?

Guido.

Wär's möglich?

Kraft.

Ja! Was wirklich, ist auch möglich.

Guido.

So macht, daß ich sie sehn und sprechen kann,
Doch heut' noch! Ich beschwöre Euch.

Kraft.

Braucht kein Beschwör'n; in kurzer Zeit beginnt
Das Tanzfest in dem Rathhaussaal, wo sich
Die Schönsten aller Ulmer-Schönen
Versammeln, und an meinem Arm
Die Mühmchen Bertha und Sidonia
Erscheinen werden als die Königinnen
Des Festes. Unter meinem Schutz könnt Ihr
Sidonien sehn nach Herzenslust, und sprechen,
So viel Ihr wollt.

Guido.

Das lohn' Euch Gott!
Ihr macht mich unaussprechlich glücklich.

Kraft.

Jubelt nicht zu früh!

Guido.

Wie! ist sie treulos?

Kraft.

Treu oder untreu, davon weiß ich nichts;
Doch muß ich Euch die Trauerkunde geben,
Daß mit der nächsten Morgendämmerung
Sidonia unabänderlich von hier

Abreisen muß auf ihres Vaters Schloß,
Das er für Ulrich's Sach' befestigt hat.

Guido.

Auch unser Heer darf nicht in Ulm verweilen;
Doch um so dringender muß ich Euch bitten, —

Kraft.

Mein Ehrenwort! Ihr sollt mit mir zufrieden seyn.
Geht nur sogleich mit in den Saal!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Breitenstein vom Rathhause kommend.

Guido.

Weh mir! da kommt der Breitenstein,
Ein wackrer Held, doch auch ein wackrer Zecher;
An Lorbern reich, doch reicher noch an Worten,
Jagt er die Feinde in die Flucht,
Den Freunden aber geht er nicht vom Leib.

Kraft.

Der kommt zu ungelegner Zeit!

Guido.

Und dennoch darf ich ihn nicht meiden;
Er meint es herzlich gut mit mir.

Breitenstein.

Wo steckt Ihr denn? Ich such' Euch überall.
Beim Mittagsmale saßt Ihr da,
Als wäret Ihr von Marmelstein,
Aßt nicht und trankt nicht, hieltet fest
Den Becher in der Hand, und sahtt hinein,
Als stieg ein Popanz aus dem Boden auf.
Ei, laßt das Träumen! Komme, was da wolle,
Dem Schicksal können wir doch nicht entgehn,
Und wer nicht zechen kann, wird nie ein Held.

Kriegsleute müssen nicht viel grübeln;
Wer grübelt, fällt leicht in die Grube.
Der Augenblick ist unser Gott.
Ein reiches Lustgelag nach Kampf und Sieg,
Da gibt's nichts Bess'res auf der Welt!
Folgt jeder Schlacht ein Siegesschmaus wie heut,
So kämpf' ich jeden Tag mit Tod und Teufel.

Kraft.

Viel Ehre für uns Ulmer, edler Herr!

Breitenstein.

Das heut'ge Fest sucht wahrlich seines Gleichen.
Was war da für ein Reichthum aufgetischt
Aus allen Reichen der Natur!
Ach! der gebratne Pfau mit seiner Federkrone!
Der Schweinskopf mit dem trotzigen Gesicht
Und der Citron' im Maul, in die er seinen Grimm
Verbiß! Und die Forellen, gleichsam todt
Im Sprunge und im Tode springend!
Von all den Ferkeln, Hasen und Fasanen
Auf Silberschüsseln will ich gar nichts reden.
Wie reizt ein solcher Anblick schon die Eßlust!
Man ißt in Einem fort, man wird nicht satt;
Der Wein nur unterbricht den Appetit.

Guido.

Auf bald'ges Wiedersehen!

Breitenstein.

Wollt Ihr fort?

Kraft.

Ich muß dem Junker seine Wohnung zeigen.

Breitenstein.

Ei, packt Euch fort! Ein Held schläft üb'rall gut:
Die beste Wohnung ist das freie Feld.

Guido.

Mich ruft ein dringendes Geſchäft.

Breitenſtein.

Das dringendſte Geſchäft iſt jetzt für Euch,
Daß Ihr den Truchſeß Waldburg kennen lernt,
Den oberſten Feldlieut'nant unſers Heers.
Ein ſchwieriger Patron, und Euer Glück
Hängt ab von ihm. Seyd klug nur und geſchmeidig!

Guido.

So viel ich es ſeyn kann.

Breitenſtein.

Der Truchſeß iſt
Ein bischen ſtolz und rauh.

Guido.

Das lieb' ich nicht.

Breitenſtein.

Nun handelt ſich's nicht darum, was Ihr liebt, —

Guido.

O ja!

Breitenſtein.

Um das nur, was Euch Vortheil bringt.

Guido.

Wenn es der Liebe frommt.

Breitenſtein.

Seyd Ihr verliebt?

Guido

(betroffen).

Verliebt? bewahre mich der Himmel!

Breitenſtein.

Was ſchwatzt Ihr alſo von der Liebe?
Auf jeden Fall hört eine Klugheitsregel!
Liebt hundert Mädchen, wenn Ihr wollt, zugleich;
Doch Eine nie allein: da hütet Euch!

Nun geht, kommt aber bald zurück!
Im Rathhaussaale stell' ich Euch
Dem Truchseß vor, und trink indeß
Auf Euer Wohl!

(Ab in's Rathhaus.)

Buttler.

Bis Ihr Sidonien gesprochen, müssen wir
Dem wackern Kriegsmann aus dem Wege gehn.

Guido.

Für Sie nur wünsch' ich Ruhm und Glück,
Nichts ohne Sie!

(Ab mit Buttler in's Rathhaus.)

Sechste Scene.

Ein Nebenzimmer am Conclave im Rathhause. Statt der Thür ein halb aufgezogener dreyfacher Vorhang. Von Zeit zu Zeit hört man die Musik aus dem Saale. Gäste gehen im Hintergrunde vorüber.

Sidonia und Bertha, aus dem Saale kommend.

Sidonia.

Ja, Mühmchen Bertha, glaube mir,
Es ist kein Gaukelspiel; er war es selbst.
Verschwunden ist der Trennung weite Kluft!
Der Krieg, der sonst mit seinen wilden Scharen
Nur Liebe scheiden kann und Treue morden,
Hat uns Entfernte freundlich nah gebracht,
Und nicht vergebens harrte ich in Ilsa
Mit festem Sinn des auserwählten Freundes,
So lang' mein Vater und das Schicksal es
Vergönnen wollt'. Er liebt mich noch, gewiß!
Die blaue Schärpe, ihm von meiner Hand

Geſtickt, umſchlang des Jünglings Bruſt, und ſie
Die himmelblaue, ſagte mir,
Daß treu geblieben mir ſein Herz.
Und dennoch faßt mich ungeheures Bangen,
Und mit der Freude kämpft ein düſtrer Schmerz,
Wie eine Wolke, die den Tod
Im Schooße trägt, ſich vor die Sonne ſtellt.
Bleibt Guido in dem Bundesheer, dann ſieht
Mein Vater in ihm ewig nur den Feind.
Mag ihm der Lorber auch die Stirne ſchmücken,
Mich wirſt du im Cypreſſenkranz erblicken!

Bertha.

Ich muß dir zürnen, falſche Freundin!
Du liebſt ihn, und mir, die ihr ganzes Herz
Dir hingab, kein Geheimniß vor dir hatte,
Den kaum geborenen Gedanken dir
Mittheilte, — mir, mir konnteſt du verſchweigen,
Was du ſo lang' in deiner Bruſt gehegt,
Verſchweigen, bis die bitt're Noth dich zwang,
Mich zur Vertrauten einzuweih'n?
Das ſollſt du büßen; kamſt du offen mir
Entgegen, war dir meine Hülfe ſicher;
Nun aber mag —

Sidonia.

Du nennſt es Falſchheit, daß ich ein Geheimniß
Vor dir verſchloß, ſo wie vor aller Welt?
Geſchah es denn aus Mangel an Vertrauen?
War's mein? Durft' ich damit nach Willkür ſchalten?
O glaube mir! Mit Müh' bezwang ich mich.
Ein wundes Herz voll Liebe und voll Leid
Kennt keinen köſtlicheren Balſam als
Mittheilung. Oft ſchon drängte das Geſtändniß

Sich auf die Zung', und Alles wollt' ich dir entdecken,
Doch, wie verzaubert, fand ich keine Worte
Zum Anfang. Höre denn, und öffne mir
Das Herz der treuen Freundschaft wieder!
Ich liebe ihn, und werde gleich geliebt.
In Tübingen — zwei Jahre sind's beinah',
Daß wir uns Lieb' und Treue schwuren,
In Glück und Unglück standhaft auszuharren.
Zum Stern der Hoffnung blickten wir empor,
Und stellten unser Glück dem Himmel heim.
Nach langer Trennung führte endlich wieder
Das Schicksal uns in Ulm zusammen,
Doch ach! vielleicht, um uns auf ewig nun
Zu trennen ohne Wiedersehn!
Denn auf des Herzogs Seite steht mein Vater,
Und mein Geliebter in dem Bundesheer.
Durch Waffenruhm glaubt er mich zu erringen,
Und tritt, verblendet, in der Feinde Reih'n,
Was ihm mein Vater nie verzeihen wird.
Wie grenzenlos unglücklich bin ich nun,
Verlierend den Geliebten und die Freundin:
Verlassen bin ich in des Lebens Nacht,
Mit meinen Thränen steh' ich hier allein.
O, wär' es mir vergönnt, nur ihn zu retten,
Ihn glorreich als des Herzogs Freund zu sehn,
Dann — mag mein Tod der Preis der Liebe seyn —
Dann, Schicksal, laß mich liebend untergehn!

Bertha

(Sanft umarmend.)

Verzeihe mir, so wie ich dir verzeihe!
Dir muß geholfen werden, — aber wie?
Sprich offen! Hast du etwas ausgesonnen?

Sidonia.

Muß ich am nächſten Morgen Ulm verlaſſen —
Und ihn, ihn ſoll ich nicht mehr ſehn?

Bertha.

Du wirſt ihn ſehn; mit meinem blonden Kopf
Bürg' ich dafür.

Sidonia.

Wie aber, ohne
Die Hülle des Geheimniſſes zu lüften?

Bertha.

Wie? Sollte er das Tanzfeſt nicht beſuchen,
Bei dem er dich zu ſehen hoffen darf?
Und käm' er, gegen die Erwartung, nicht,
Steht mir der Vetter Dietrich Kraft zu Dienſt,
Und durch den Vielgewandten Hunderte,
Um, wenn es nöthig, Berg und Thal zu ebnen,
Und deinen Guido aus dem Mittelpunkt
Der Erde zu dir her zu bannen.
Verzage nicht! Denn ich bin jetzt für dich
Dein Feldherr und dein Bundesheer.

Sidonia.

O Himmel, ſtärke mich! Er iſt's!

Bertha.

Sey klug!

Siebente Scene.

Guido. Dietrich v. Kraft. Die Vorigen.

Guido.

Sidonia! Sel'ger Augenblick!

(Indem er Sidonien ſich nähern will, erſcheint Waldburg mit Breitenſtein.)

Kraft
(Guido'n zurückhaltend).

Um Gottes willen, bleibt! beherrschet Euch!
Der Truchseß Waldburg kommt; der stolze Mann
Heischt Huldigung von aller Welt.
Man nennt ihn kalt und hart; man fürchtet ihn,
Denn er ist keines Menschen Freund.

Guido.

Mir tritt er störend in den Weg
Im schönsten Lichtpunkt meines Lebens.
Des Herzens Glut wird Eis; der Stern der Liebe
Erlischt vor diesem nächtlichen Gewölk.

Achte Scene.

Waldburg. Breitenstein. Die Vorigen

Breitenstein
(im Eintreten).

Dort seh' ich meinen lieben Junker Guido.

Waldburg.

Warum tritt er mir nicht entgegen, er,
Der sich um meine Gunst bewerben soll?

Breitenstein.

Noch fern vom Umgang mit vornehmen Herren,
Kennt er des Lebens fein're Formen nicht.
Ihn schwellt der Jugend stolzes Selbstgefühl.

Waldburg.

Ich lieb' es nicht, dieß stolze Selbstgefühl.
Erst das Verdienst! dann mag ein Selbstgefühl
Sich blicken lassen wie die Frucht am Baum,
Wo sie die Reife noch erwarten muß.

Breitenstein.

Kommt, Junker Guido, daß ich Euch vorstelle
Dem edlen Freiherrn Truchseß Jörg von Waldburg!

Kraft

(leise).

Kommt, liebe Mühmchen, in den Saal!
Wenn's an der Zeit ist, kehren wir zurück.

(Er verliert sich mit Sidonia und Bertha in den Tanzsaal.)

Guido

(zum Waldburg).

Guido von Ostenthal bin ich,
Und Eurem Bunde beigetreten,
Deß Sache mir die gute schien.

Waldburg

(spöttelnd).

Was treibt Euch, in so früher Jugend schon,
Das blut'ge Kriegeshandwerk zu versuchen?

Guido.

Ein jeder Kampf hat seinen Preis; was mich
Antrieb, mag Andern wohl gleichgültig seyn.

Waldburg.

Glaubt wohl, die Lorbern wachsen über Nacht
Und Beute regnet's täglich in den Schooß,
Um alte Schlösser flink neu aufzubau'n?

Guido.

Nicht was ich hoffe, was ich leiste, muß
Der Maßstab meiner Schätzung seyn.

Waldburg.

War das ein Stich? Nu, Hitzkopf, wollen sehn,
Ob Euer Muth so feurig wie die Rede!

(Zu Breitenstein.)

Das liebe Selbstgefühl! Will ihn für's Erste
Bescheidenheit und Ehrfurcht lehren!

(Zu Guido.)

Auf Wiederſehn in einer beſſern Laune!
Kommt, Breitenſtein!

(Ab mit Breitenſtein.)

Guido.

In dieſem Mann erſcheinet mir
Mein böſer Geiſt!

(Während dieſer Worte iſt Kraft mit Sidonia und Bertha wieder eingetreten.)

Neunte Scene.

Guido. Kraft. Sidonia. Bertha.

Kraft.

Und hier der gute

Guido.

Der gütig mich aufnehmen wolle!

Sidonia.

Den langerſehnten theuren Freund!

Bertha
(zu Kraft).

Wie glücklich hier der Zufall ſpielt!

Kraft
(zu Bertha).

Der Zufall, der hier ſpielt, bin ich.
Komm nur mit mir bei Seite, Mühmchen!
Indeß ich dir erzähle, können ſie —

Bertha.

Das Herz ergießen. Ach, die Armen!
Sich heute ſehn, — und morgen ſcheiden!

(Leiſe zu Sidonien.)

Nehmt euch in Acht und ſprecht gelaſſen!

Kraft
(zu Guido).

Ich wache für die Sicherheit.

(Kraft und Bertha ziehen sich in den Hintergrund zurück.)

Guido.

Ich kann des Glückes Fülle kaum ertragen;
Euch aber, scheint es, gibt dieß Wiedersehn
Nicht gleiche Seligkeit. Ihr senkt den Blick;
Der Schwermuth Schatten drängt sich in das Licht
Der Liebe trauernd ein. Ihr, sonst so stark,
So muthig, — nun so schwach, so hoffnungslos?

Sidonia.

Sagt, welcher böse Geist hat Euch
Zu diesem Bundesheer verlockt?

Guido.

Es war mein guter Geist, Sidonia selbst!
Die Liebe war's, die mich entflammt.
Mir Rang und Ehre zu erwerben,
Ergriff ich hoffnungsvoll das Schwert.

Sidonia.

Zu rasch war dieser Schritt! Er führet Euch
Fern von dem rechten Weg und fern vom Glück.

Guido.

Eu'r Vater wird den Ruhmgekrönten ehren;
Der edle Greis, einst selbst ein Held, er wird
Mir dann die Hand der Tochter nicht versagen,
Wenn ich mich seiner würdig zeige.

Sidonia.

Verblendeter! Mein Vater steht,
Fest wie ein Fels, auf Herzog Ulrich's Seite.
Nichts ändert seinen Sinn; er schafft und wirkt
Mit Allem, was ihm zu Gebote steht.

Der Haß, der gegen diese Bündler in ihm glüht,
Fällt zweifach dann auf meines Guido Haupt.
Glaubt Ihr, er werde dem der Tochter Hand
Gewähren, der sein Schwert dem Feinde lieh?

Guido.

Ist Euer Vater so verblendet,
Daß er des Bundes Recht verkennt?

Sidonia.

Und woher kommt denn Euch die Ueberzeugung,
Daß Ihr nicht selbst verblendet seyd?

Guido.

Wie kann dein Vater dem herrschsüchtigen,
Dem stolzen Herzog dienen wollen, ihm,
Der herzlos, auf Eroberung erpicht,
Zerstörend sich nur zu vergrößern sucht?
Ihm, der des Landes Mark —

Sidonia.

Halt ein! So schildert ihn sein Feind, so spricht
Das Bundesheer, das selbst nach Beute lechzt.
Tritt einmal in das schöne, reiche Land,
Durch das der Neckar seine Fluten wälzt,
Vernimm der wackern Landeskinder Stimme!
Die Liebe zu dem angebornen Herrn
Wird dir aus jeder Brust entgegen jubeln.
Wenn ich so manche Nacht mit heißen Thränen
Zu Gott, dem Quell der Lieb' und Gnade, flehte,
Daß Er dein Herz auf Ulrich's Seite lenke,
Und Alles, was ich von der Liebe Macht
Und ihren Wundern jemals sah und hörte,
Mir vor die Seele rief, dann schien der Purpur

Der Morgenröthe, einem Engel gleich,
Gewährung meiner Bitte zu verkunden.

Guido.

Weh mir, daß keine inn're Stimme mich
Gewarnt, kein Morgenroth mein Engel ward!

Sidonia.

Gilt's ew'ge Trennung nun? Ich schaudere!
Mein Guido! O mein edler, guter Guido!
Komm! zieh' mit uns! Es rufen dich zu uns
Pflicht und Gewissen und die gute Sache,
Und Lieb' und Ehre werden dich belohnen.
Mit freud'gem Stolze wird mein Vater dich
Zum Herzog führen, dem ein tapfrer Arm,
Ein edles Herz, nun mehr als jemals gilt.
An meines Vaters Seite wirst du kämpfen,
Er wird der Zeuge deiner Thaten seyn,
Und für euch Beide darf zugleich mein Fleh'n
Um Glück und Sieg zum Himmel sich erheben.
Steht ihr euch aber feindlich gegenüber,
Dann wird mein Herz zerrissen, wird verbluten,
Und wie ein banger, ruheloser Geist
Werd' ich wehklagend zwischen beiden Heeren
In gräßlicher Verzweiflung irren,
Und mein Gebet wird Wahnsinn werden!

Guido.

Um Gottes willen — sprich nicht weiter!
Soll ich ein Ueberläufer werden?
Soll ehrlos ich das Bundesheer verlassen?
Soll ehrlos ich vor deinen Vater treten?

Sidonia.

Ehrlos? wenn du für Recht und Liebe kämpfest?
Ganz anders klang der ew'gen Treue Schwur,

Den ich von deinen Lippen einſt vernahm!
Es ſey! Ich will des Schwures dich entbinden.
Ach! wenn dein Schwert in unſern Fluren
Am ſchrecklichſten gewüthet, wenn es ſich
Geröthet hat im Blut der Meinigen,
Wenn dann die Bundesfürſten dich
Mit goldnen Ehrenkettlein ſchmücken,
Und Ruhm und Reichthum, Franke, dich belohnt, —
Genieße dann des Glückes Fülle, und
Vergiß dein zweites Vaterland, —
Vergiß, daß du ein Herz gebrochen,
Das treu und zärtlich ſchlug für dich!

(Thränen erſticken ihre Stimme.)

Guido.

Sidonia! So kannſt du mich verkennen?
Nichts iſt die Welt mir ohne deine Liebe!
Für dich nur will ich leben, nur mit dir!
Mein höchſter Stolz iſt's, deiner würdig ſeyn;
Rein wie dein Herz ſoll meine Ehre bleiben.
Fahr' hin der Ruhm, der mir ſo freundlich winkt!
Dir bring' ich ihn zum Opfer dar.
Was unbeſcholten ich thun kann und darf,
Bin ich bereit für dich zu thun.
Zum Herzog darf ich jetzt nicht übertreten,
Doch will ich mich losſagen von dem Bund,
Ein Nichts für dich ſeyn, die mein Alles iſt,
Und ſterben ohne Ruhm, nicht ohne Liebe!

Sidonia.

Und dieſes Opfer bringſt du mir?
Was ich nicht lohnen kann, das lohne Gott!
Doch all mein Leben, all mein Streben
Zielt nun dahin, dich, Guido, zu beglücken.

Mag nun wie immer ſich das blut'ge Spiel
Des Krieges wenden, — Guido! Ich bin dein
Bis in den Tod!

Guido.

Dein bis in den Tod!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Eine Wieſe vor dem Stadtthore von Ulm; im Hintergrunde die Donau, an deren Ufer einzelne Scharen des bündiſchen Fußvolkes vorüberziehen. Zu beiden Seiten ſtehen Zuſchauer, die ſich verlieren, ſobald der Truppenmarſch aufhört. Es iſt Morgen. Im Vordergrunde ſteht Guido von Oſtenthal.

Guido.

Kampfluſtig zieh'n die Jubelnden dahin;
Des Siegespreiſes Hoffnung flügelt ſie.
Die Lanzen blinken über ihren Häuptern
Hell wie des Glückes Sterne. Ich nur ſtehe
Vergeſſen hier, dem lahmen Kranich gleich,
Wenn ſich der Zug zur Frühlingswand'rung regt.
Ein Eisfeld ſtarrt die Gegenwart mich an;
Die Zukunft deckt ſich mit dem Flor der Nacht.
Vergangenheit, du Liebliche! nur du
Zeigſt mir, um vor Verzweiflung mich zu ſchützen,
Ein holdes Bild; doch all die ſchönen Träume,
Die goldnen Hoffnungen von Ruhm und Ehre,
Sie ſind dahin, entflohn von mir, wie du,
Sidonia! für die ich nun dem Bund
Entſagen muß. Ein Todter bin ich nun;
Das Leben gab ich hin auf deinen Wink,
Durch dich nur kann ich wieder es erhalten. —

Wer darf mich tadeln, wenn ich mich vom Bund
Lossage? Wer darf mich abtrünnig nennen?
Dem Bunde hab' ich keinen Eid geleistet,
Bin frei und meines Willens Herr,
Nicht meines Herzens! Doch — dem Herzog dienen
Man wird mich wankelmüthig nennen, schwach!
Wer bürgt, daß seine Sache die gerechte?
Sidonia sieht ihn mit des Vaters Augen!
Und wäre Sie — entsetzlicher Gedanke! —
Vielleicht selbst die Getäuschte oder — ach!
Des stolzen Vaters Werkzeug nur,
Mich abzuziehen von der rechten Bahn?

Zweite Scene.

Guido. Hans, der Spielmann von Hart *).

Hans
(mit schlauem Lächeln).
Darf man Euch stören, junger Herr?

Guido.
Du thust's, indem du fragst. Was soll's?

Hans.
Viel soll's, seyd Ihr der rechte Mann.

Guido.
Mach's kurz!

Hans.
Nennt mir geschwind den Quell des Lichtes und
Die Gegend, wo es sich am ersten zeigt!

---

*) Eine derbe Gestalt. Schwarzer Knebelbart; Wämms und kur Beinkleider von Leder mit breiten schwarzen Kniegürteln; a dem Kopfe eine niedere Mütze von Leder. Im Leibgürtel ste ein langer Dolch. In der rechten Hand hält er eine breite Axt.

Guido.

Im Räthsel-Lösen bin ich nicht geübt;
Allein aus dem Gesicht enträthsl' ich leicht,
Daß Argliſt, Schlauheit und Verwegenheit
Bei dir zu Hause ſind. Was willſt du, Schuft?

Hans.

Seyd doch nicht ſo voreilig, junger Herr!
Geſichter ſind nicht immer Seelenſpiegel,
Verkehrte Spiegel, leider! nur zu oft!
Das ſchönſte Angeſicht iſt oft des Böſen Larve,
Und einer engelreinen Seele ward nicht ſelten
Ein gar unholdes Antlitz aufgeklebt,
Wie man auf wunderſchönem Pergament
Oft Lügenworte aufgezeichnet lieſ't.
D'rum bitt' ich Euch, traut Keinem auf's Geſicht!
Glaubt, jeder Menſch hat mehr als ein Geſicht,
Der ſchönſte oft ein häßliches,
Der häßlichſte manchmal ein ſchönes.
Das kommt daher, der liebe Menſch
Bleibt ſich nicht eine Stunde gleich,
Iſt heut ein Andrer als er geſtern war,
Und was er morgen ſeyn und wie er morgen
Ausſehen wird, ach! das weiß Keiner.
Auch läßt willkürlich jedes Antlitz ſich
Verändern; ich, zum Beiſpiel, kann Euch gleich
In fünf Minuten fünf verſchiedene
Geſichter machen, ſo wie ich ſie eben
Gebrauche.

Guido.

Deſto ſchlimmer. Weiche, Satan!

Hans.

Ei, immer beſſer! denkt ein bischen nach,

Und nennet mir den Quell des Lichtes und
Die Gegend, wo es sich am ersten zeigt,
Was dann zwei schöne Namen gibt,
Die zwei geliebten Menschen eigen sind!

Guido.

Wär's möglich! — Wenn ich sage: Ost und Sonne, —
Was weißt du nun?

Hans.

Da weiß ich nun so viel,
Als ich zu wissen brauche und Euch frommt,
Das heißt, daß mich Sidonia
Von Sonnenstein an Junker Guido
Von Ostenthal als Liebesboten sendet.

Guido.

Sidonia!

Hans.

Stille! Pst!

Guido.

Was bringst du mir?

Hans.

Sieht mein Gesicht jetzt besser aus?
Les't Ihr in jedem Zuge noch den Schuft?

Guido.

O lieber Freund! was bringst du mir von Ihr?

(Hans zieht aus einem Kniegürtel ein Pergamentblättchen hervor.)

Hans.

Ein Briefchen! Wie mag mein Gesicht
Jetzt aussehn? himmlisch — wenigstens!

Guido

(liest).

„Verlasse Ulm! Bedenke deinen Schwur!
„Sidonia — Dein bis in den Tod!“

Hans.

Kurz und gut; so hab' ich's gern.

Guido.

Wie eine Stimme aus den Wolken tönen
Mir diese Worte in dem Augenblick,
Da ich des Muthes mehr als je bedarf.
Wo sahst du Sie?

Hans.

Ein Stündlein weit vor Ulm.

Guido.

Wie kommt es, daß Sie dir vertraut? Wer bist du?

Hans.

Mein Schwesterlein war ihre Amme, und
Der Vater sandte mich zum Rückgeleit
In dem Gefolge mit. Genug für jetzt!
Das Andere ein andermal.

Guido.

Trug Sie dir sonst nichts auf?

Hans.

Ihr sollt Euch hüten;
Man habe etwas mit Euch vor.

Guido.

Mit mir? Und was?

Hans.

Mir scheint, sie zielte auf den Truchseß Waldburg.

Guido.

Wie hast du mich erkannt?

Hans.

Das Fräulein selbst entwarf mir Euer Bild;
Ihr wißt, die Liebe ist ein treuer Mahler
Zu allem Ueberflusse gab ich Euch
Auch noch das Räthsel aufzulösen.

Guido.

Wann gehst du wieder fort?

Hans.

Das hängt von Euch nur ab.
Sie trug mir auf, bei Euch so lang' zu bleiben,
Bis Ihr vom Bund Euch wirklich losgesagt.

Guido.

So bleibe denn bei mir!

Hans.

Als treuer Diener.
Ei seht! Da kommt ein Männlein hergetanzt;
Scheint was zu suchen.

Guido.

Wie ich seh,
Hast du die Augen überall.

Hans.

Das ist so meine Art.

Guido.

's ist Dietrich Kraft.
Sey wohl auf deiner Huth!

Hans.

Hat nicht Gefahr!
Denkt Ihr nicht mehr an mein Gesicht,
Das jeden Augenblick sich ändern kann?

(Er zieht sich lauernd etwas zurück.)

Dritte Scene.

Kraft. Die Vorigen.

Kraft.

Ich such' Euch überall.

Guido.

Bringt Ihr mir Kunde?

(Hans nähert sich mit scherzhafter Ehrbigkeit in Mienen und Geberden.)

Kraft.

Wer ist der Blöde, der hier lau'rt?

Guido.

Mein Diener.

Hans.

Hans, der dem guten Herrn zu Fuße nachlief.

Kraft.

Recht brav!

Hans
(halblaut).

Ein allerliebster, feiner Herr!

Kraft
(zu Guido).

Hört Ihr? Ich bin bei aller Welt beliebt!

Guido.

Wollt Ihr mir eine wicht'ge Kunde bringen?

Kraft.

Und welche! Ihr sollt vor dem hohen Kriegsrath
Sogleich erscheinen.

Guido.

So? Wo hält man ihn?

Kraft.

In Waldburgs Wohnung.

Hans
(leise zu Guido).

Hütet Euch!

Guido.

Ich habe hier noch etwas abzuthun.
Geht nur voran!

Kraft.

Ihr sagt doch, was es war?

Guido.

Gewiß.

Kraft.

Wie freu' ich mich! Auf Wiedersehn!

(Ab.)

Vierte Scene.

Guido und Hans.

Guido.

Sidonia! deine Warnung scheint nicht leer. —
Eh' ich mich vor dem hohen Kriegsrath stelle,
Sag' mir auf Ehre und Gewissen, Hans,
Wie's mit dem Herzog Ulrich steht!

Hans.

Nicht gut, und eigentlich sehr übel.
Die Schweizer-Söldner haben ihn verlassen,
Weil er sie nicht bezahlen kann.
Jüngst kam er g'en Blaubeuren hin; da war
Sein Landvolk aufgestellt auf einer Wiese,
Ein kräft'ger Menschenschlag, und wohlbewehrt
Mit Schwert und Spieß. War Mancher unter ihnen
Dem strengen Herzog sonst nicht wohlgesinnt;
Jetzt sah'n sie den Gewaltigen im Unglück,
Da war er gleich ihr lieber guter Herr,
Der angeborne, hochverehrte Fürst,
Dem man sein Eigenthum entreißen will,
Und unter Allen herrschte nur Ein Sinn!
Der Herzog kam, —

Walde.

Wie sieht er aus?

Hans.

Ein schöner Mann von zwei und dreißig Jahren,
Von edlem Wuchse und viel Majestät.
Aus seinen Augen blitzt ein solches Feuer,
Daß, wer nicht reinen Herzens ist,
Den Blick nicht lang' ertragen kann.
Das Volk — es waren mehr als Tausende —
Schloß einen Kreis, und tiefe Stille herrschte.
Der Herzog trat in ihre Mitt', und sprach:
»Getreues Volk! Ihr meine lieben Kinder!
Von Vielen, die in Pflicht und Eid gestanden,
Bin ich treulos verlassen, und die Schweizer
Zieh'n fort, weil mir's an Mitteln fehlt zum Sold.
Ich steh' allein, kann eine Schlacht nicht wagen.« —

Da trat ein Greis mit weißem Haar vor ihn,
Und sprach mit lieb'entflammtem Muth:
»Herr Herzog! Habt Ihr unsern Muth denn schon
Versucht, daß Ihr uns kein Vertrauen schenkt?
Sind wir auch in den Waffen nicht geübt,
Wie's eigentlichen Kriegern ziemt, so wird
Die Liebe für den angebornen Herrn,
Was uns sonst mangeln mag, gewiß ersetzen.
Und wollt Ihr uns und Euer Land verschmäh'n,
Das wir bis auf den letzten Tropfen Blut's
Vertheid'gen wollen gegen fremde Macht?
Da seht! Vier Buben hab' ich Euch gebracht,
Vier wackre Buben, jeder wohlbewehrt
Mit Spieß und Messer; soll ich sie
Nun wieder, mir nichts dir nichts, heimzieh'n lassen?« —

Da brach dem Ulerich das Vaterherz,
Und Thränen fielen aus den Feueraugen.
Er faßt des Alten Hand, und schüttelt sie,
Und spricht: »Nimm diesen Handschlag du für Alle!
»Wohl kenn' ich Eure Lieb' und Euern Muth;
D'rum sollt Ihr meine Liebe auch erkennen.
Wir sind zu wenig; eitel Thorheit wär's,
Jetzt eine Schlacht zu wagen; einem Vater ist
Das Blut der Kinder theurer als sein eignes.
Wir sind zu wenig; jetzo könntet ihr
Nur fallen, siegen nicht. D'rum, liebe Kinder,
Geht Alle still nach Haus, und bleibt mir treu!
Will's Gott, und kommt der rechte Augenblick,
Dann ruft der Vater euch, dann fliegt herbei!« —
Er sprach's und — sprengte fort.

Guido.

Wohin?

Haus.

Das wußte Keiner.

Guido
(in Begeisterung).

Heil, Ulrich, dir! — Jetzt in den Kriegsrath!
(Beide ab.)

Fünfte Scene.

Ein Gemach in Waldburg's Wohnung.

Waldburg
(aus einer Seitenthür kommend).

So leben denn der Vorwelt Wunder auf?
Will der verschwund'ne Herzog nun
Den fabelhaften Phönix spielen
Und neuverjüngt hervorgeh'n aus der Asche?

Ich dachte, dieser Feldzug sey zu Ende,
Und er fängt jetzt, so scheint's, vom neuen an,
Da wir den Herzog schon vernichtet seh'n,
Uns selbst voll Zwietracht um die Beute zanken,
Der Besten viel', mißmuthig, sich entfernen,
Die ausgesaugten Würtemberger wieder
Nach ihrem angebornen Fürsten schmachten,
Das Bundesheer sich schon auflösen will,
Und ich mit meiner Schar allein dasteh'!
Allein? Um desto besser? Wer allein steht,
Steht, weil er nicht auf fremde Hülfe baut,
Um desto fester auf den eignen Füßen.
Der Strom macht sich sein eignes Bett;
Ein tücht'ger Fels trotzt jedem Sturm,
Des Blitzes Brandmal ist sein Ruhm,
Ein Siegeszeichen, daß er sich behauptet. —

Dem Feldzug mach' nun ich allein ein Ende;
Ja, was dem Bund in seiner Zwietracht nicht
Gelang, mir muß es leicht gelingen,
Weil ich in Eintracht lebe mit mir selbst.
Selbstsucht und Eigennutz sind die Triebfedern
Des Lebens; deßhalb steht es in mir fest:
Wer mir nicht dienen will, der ist mein Feind!
Mit kaltem Blut und mit Beharrlichkeit
Fuhrt Einer aus, was Hunderten mißlang.
Gold will ich, Gold, — sonst nichts auf dieser Welt!
Auf Lorbern ruht sich's gut, doch besser noch auf Gold,
Und sie, die jetzt mich tadeln oder hassen,
Hab' ich mein Ziel erreicht, so staunen sie mich an.

Sechste Scene.

Goar, Waldburg, dann Guido, Breitenstein und zwei Feldhauptleute.

Goar.

Junker Guido von Ostenthal trug mir auf, Euch, gestrenger Freiherr, zu melden, daß er sich hier eingefunden habe, um vor dem Kriegsrath zu erscheinen.

Waldburg.

Er mag sich stellen, wie ich es befahl.
Erst rufe die Feldhauptleut' her,
Dann führe ihn herein!

(Goar öffnet eine Seitenthür, aus welcher Breitenstein und zwei Feldhauptleute treten; dann die Hauptthür, durch welche Guido hereinkommt, der sich, nach einer leichten Verbeugung, dem Truchseß Waldburg nahe stellt.)

Waldburg
(bitter).

Das: »Tretet näher!« brauch' ich nicht zu sagen;
Ihr habt Euch selbst mir nah' genug gestellt. —
Nun hört! — Wie ich vernommen habe,
So seyd Ihr auf der hohen Schul'
In Tübingen gewesen; ist es so?

Guido.

Es ist so.

Waldburg.

Da seyd Ihr vermuthlich auch
Mit den Umgebungen der Stadt bekannt?

Guido
(für sich).

Wo soll's hinaus? — (laut.) Ich lag den Studien ob.

Waldburg.

So! Ein Gelehrter?

Guido.

Nein, doch nicht unwiſſend.

Waldburg.

Ich frag', ob Ihr die Gegend kennt?

Guido.

So ziemlich.

Waldburg.

Wir brauchen Kunde. Herzog Ulrich ſoll
In jener Gegend weilen. Möchte wiſſen,
Wie's ausſieht mit dem feſten Schloß
Von Tübingen und mit des Landvolks Stimmung.
Dazu gehört ein kluger Mann — wie Ihr;
Wir haben Euch die Ehre zugedacht, — —

Guido

(betroffen, mit unterdrücktem Zorn).

Die Ehre, ſagt Ihr? mir?

Waldburg.

Die Ehre, Euch!
So wichtiges Geſchäft erfordert zwar
Viel Uebung und Erfahrung, doch, man hofft,
Was Euch d'ran fehlt, wird Euer Kopf erſetzen.

(Pauſe. Guido ſchweigt.)

Wird's bald? Braucht man da viel zu überlegen?

Guido

(ſich beherrſchend).

Ihr wollet mit dem Auftrag mich verſchonen.

Waldburg.

Ihr lehnt mit Trotz ab, wo Ihr danken ſollt
Für das Vertrauen, welches man Euch ſchenkt?

Guido.

Zum Krieger hab' ich mich Euch angeboten,
Zum Späher nicht. Zum Kampf bin ich bereit,
Doch nicht zum Schleichen, tückiſch, hinterrücks;

Will tapfer seyn, nicht feig, will Ruhm, nicht
Schmach,
Will dienen vor dem Feind, nicht hinter ihm. —

Mein edler Vater! tapfrer, bied'rer Held!
Du würdest nächtlich aus dem Grab' ersteh'n,
Ließ sich dein Sohn zu solcher Schmach herbei.
Wagt man's, dein Angedenken zu entehren
Und deinen Sohn? — Gefallen ist dein Schloß;
Die Eule trauert einsam in dem morschen
Gemäuer, einsam wie ich selbst,
Der letzte Sprößling eines edlen
Geschlechts; doch möge eh' die letzte Mauer
Zusammenstürzen über meiner Leiche,
Eh' ich unwürdig handle meiner Ahnen
Und ihres Ruhms!

Waldburg.

Wozu die hohen Phrasen?
Erhabner Worte Klingklang gilt hier nichts.
Es handelt sich nicht dr'um, was Euch beliebt;
Nein, was beschlossen ist, müßt Ihr vollziehn,
Gehorchen ohne Weigerung. Ihr müßt!

Guido.

Woher käm' Euch ein Recht denn, mich zu zwingen?
Ich will nicht Späher seyn, ich will es nicht!

Waldburg

(hohnisch lachend).

Da seht den Muth von unserm Heldenkind!
Nicht wahr, die Sache ist gefährlich? Seht!
Da kommen solche Binnichts, Habenichts,
Und bieten mit großsprecherischem Mund
Dem Bunde Kopf und Arm, und Geist und Herz;

Kommt's dann zum Ernſt, ſo wird der Kopf verwirrt,
Der Arm gelähmt, des Herzens Glut zu Waſſer,
Der Rieſengeiſt verſchrumpft zu einem Zwerg.
Man ſagt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Guido.

Soll dieſe Schmähung meinem Vater gelten,
So gilt ſie eben hier am wenigſten,
Wo Zeugen ſitzen ſeiner Tapferkeit
Und ſeines Ruhms.

Breitenſtein
(zu Waldburg).

Ihr geht zu weit. Ich bitte, mäßigt Euch!

Waldburg
(etwas gelaſſener).

Genug der Worte! Wollt Ihr dem Befehl
Gehorchen oder nicht, und Euer Pferd
Am nächſten Morgen zu der Reiſe ſatteln?

Guido

Noch hab' ich keinen Eid geleiſtet.
Wollt Ihr ein Recht ausüben gegen den,
Der weder Euch verpflichtet noch dem Bund,
So wiſſet! ſatteln werd' ich heute noch
Mein Pferd, doch wahrlich nicht zu Eurem Dienſt;
Los ſag' ich mich vom Bund für jetzt und immer!
Gehabt Euch wohl, Ihr edlen Herr'n!
(Er verbeugt ſich und geht fort).

Breitenſtein.

Ein Trotzkopf, aber Unrecht hat er nicht.

Waldburg.

Der Kriegsrath iſt geendet.
(Die Hauptleute entfernen ſich.)

Breitenſtein
(im Abgehen).

Ich wollt', er hätte gar nicht angefangen!

Waldburg allein.

Noch hat mich Keiner unbestraft beleidigt!
Du, Jünkerlein, sollst nicht der Erste seyn,
Der deß sich rühmen darf! Bist noch
In meiner Macht, und sollst es bleiben,
Bis meine Rache dich ereilt!
Wer mir nicht dienen will, der ist mein Feind.

(Ab in ein Seitengemach.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Erste Szene.

Gaststube in einer Herberge nahe beim Sonnensteiner Schloß. Im Hintergrund einige Gäste. An einem Tische im Vordergrund sitzt Guido mit Hans. Nacht.

Hans
(aufstehend).

Nun, edler Junker, ist es hohe Zeit,
Mich aufzumachen.

Guido.

Gutz ich geh mit dir.

Hans.

Um keinen Preis der Welt! Die Bündischen
Zieh'n scharenweis' durch unser Würtemberg.
Erkennt Euch Einer, so seyd Ihr verloren.
Ihr müßt hier bleiben. Ist die Gegend rein,
Bis zu dem Sonnensteiner Schloß,
So hol' ich Euch.

Guido.

Doch wenn die Bündischen
Dich selbst verjagen, fangen oder tödten?

Hans.

Seyd unbesorgt, ich kenne dieses Land,
Als wär's mein eignes Haus. Der Mond scheint hell,
Und mein Gesicht ist wechselreich wie er.
Bis Mitternacht komm' ich zurück. Lebt wohl!

Guido.

Halt! Eh' wir scheiden, sag mir, Liebesbote
Sidoniens! Wer bist du eigentlich?

Hans.

Das lag Euch längst schon auf dem Herzen. Hört!
Ich bin aus einem Dorfe, Hart genannt,
Im Unterland, nicht weit von Nürtingen,
Ein Spielmann meiner Profession,
Der auf dem Jahrmarkt und beim Kirchweihfest
Die Burschе und die Dirnen springen macht,
Und gern gesehen ist auf Sonnenstein.
Nun haltet mich nicht länger auf! Lebt wohl!

(Ab.)

Guido

(ans Fenster tretend).

Wie glänzt das Sonnensteiner Schloß
So stattlich auf dem weißen Felsen dort!
Gleich einem Schutzgeist schwebt der Mond am Himmel,
Und hüllet es in seinen Silberflor.
So nah bin ich dem Ziele meiner Wünsche!

Ein Gast.

Das Jünkerlein spricht mit dem keuschen Mond.

Zweiter.

Vielleicht ein Späher von den Bündischen,
Die unser schönes Würtemberg durchrasen.

Erster.

Ach, wär' doch unser lieber Herzog hier!

Zweiter.

Wie steht es denn um Tübingen?

Erster.

Steht nichts, liegt in den letzten Zügen;
Ist eingeschlossen von dem Bundesheer,
Und jetzt wohl schon mit Sturm genommen.

Zweiter.

O weh!

Erſter.

Wer ſoll's vertheidigen? Der Herzog iſt
Unſichtbar.

Zweiter.

Ich bau' vor Allem auf den alten Ritter
Vom Sonnenſtein, der ſeinem Herzog treu
Ergeben bleibt, und Hab' und Gut für ihn
Zum Opfer bringt, um Kriegsvolk anzuwerben.

Erſter.

O bleibt mir mit dem Sonnenſtein vom Leib;
Vermag es nicht, das eig'ne Töchterlein
Im Zaum zu halten, und er ſollte nun
Die Feinde unſers Herzogs ſchlagen?

Zweiter.

So wär's denn wirklich wahr, daß ſie —

Erſter

Sidonia eine lock're Dirne iſt,
In heimlichem Verkehr mit Buhlern ſteht,
Und Schmach bringt über ſich und ihren Vater.
Seyd Ihr der Einzige, der das nicht weiß?

Zweite Scene.

Sybilla. Die Vorigen.

Saldo

(für ſich).

»Seyd Ihr der Einzige, der das nicht weiß?«
Und Alle wiſſen's, — ich nur nicht?
Entſetzlich! — Ich nur nicht?

(Er verſinkt in dumpfes Hinſtarren. Sybilla betrachtet ihn lange und ſetzt ſich dann zu ihm.)

Sybilla.

Ihr seyd ja gar ein stiller junger Herr!
Wie's scheint, ein bischen traurig? Laßt Euch doch
Zerstreuen! Zu viel denken macht nur Kopfweh.
Ihr habt wohl eine weite Reise vor?
Und so allein? Wohin denn, wenn man fragen darf?

Erster Gast.

Das Plaudermaul kommt diesem stummen Gast
Gewiß zur ungelegnen Zeit.

Zweiter.

Laß uns eins spielen! 's ist noch früh.

(Sie würfeln).

Sybilla.

Schloß Sonnenstein ist, sag' ich Euch, so fest,
So fest, wie — wie der Eigenthümer selbst.
Der Ritter hält's mit Ulrich, und ich wette,
Wenn Alles bricht, er bleibt dem Herzog treu;
Doch von dem Fräulein läßt er sich bethören.
Die lock're Dirne! Kennt Ihr sie?

Guido.

Nur vom Gespräche dort an jenem Tisch,
Das eben nicht zu ihrem Ruhm gereichte.

Sybilla.

Der Unfug ist ja kein Geheimniß mehr.

Guido.

So laßt doch hören!

Sybilla.

Jede Nacht, Schlag eilf
Läßt sie den Liebsten heimlich in die Burg.

Guido.

Wär's möglich?

Sybille.

Und nun frag' ich: Schickt sich das
Für ein ehrbares Fräulein? — Fehlt Euch was?
Ihr seyd ja roth wie ein gesottner Krebs.

Guido.

Der starke Wein! Ich bin nicht gewohnt.

Sybilla.

Ja, mein Heppacher, der hat Geist und Kraft;
Er warf schon Manchen unter'n Tisch.
Erst hitzt er, trinkt man mehr, dann kühlt er wieder.

Guido.

(Er trinkt.)

Auf Euer Wohl! Wie sieht der Liebste aus?

Sybilla.

Ein großer Mann, in einen grauen Mantel
Tief eingehüllt. Schlag eilf Uhr setzt er sich
Auf einen Felsstein vor dem Schlosse nieder;
Der Burgwart, der von Ihr bestochen ist,
Der alte Sünder, schließt das Thor leis' auf,
Die Brücke fällt, der graue Mann huscht leicht
Wie ein Gespenst in's Schloß und — in die Arme
Der Liebsten, während Alles schläft.

Guido

(beiseite).

Und dann? (Er trinkt.)
Der Wein ist köstlich! — Nu, und dann?

Sybilla.

Wird aufgetischt in Ueberfluß, Brot, Wein
Und Braten; ja, das graue Nachtgespenst
Hat ungeheuern Appetit.

Guido.

Und dann?

Sybilla
(lachend).

Das überlaſſ ich Euch zu rathen.

Guido.

Es kann nicht ſeyn! Man rühmt des Fräuleins Tugend.

Sybilla.

Ja ſo! Ich will Euch aber noch mehr ſagen:
Das Fräulein hatte einen andern Liebſten;
Ein lieber, holder Junker! nennt ſich Guido
Von Oſtenthal. Der iſt nun der Gefoppte!

Erſter Gaſt.

He, Wein!

Sybilla.

Sogleich, mein Herr!
(Sie bringt dem Gaſte Wein.)

Guido
(für ſich).

Stets mehr Wahrſcheinlichkeit! — Ihm Liebe, mir
Meineid und Schmach! Mein Blut wird Glut und Eis!

Sybilla
(ſich ſetzend).

Vor kurzem zog der Junker in den Krieg
Und ahnte von dem Treubruch nichts.
Sidonia war auf ein'ge Tage fort;
Jetzt iſt ſie wieder hier, —

Guido.

Und?

Sybilla.

Treibt's wie ſonſt!

Guido.

Um eilf Uhr kommt der graue Gaſt?

Sybilla.

Schlag eilf.

Guido.

Und geht hinweg?

Sybilla.

Beim erſten Hahnenruf.

Guido.

Macht mir die Zeche!

Sybilla.

Wollt Ihr denn ſchon fort?

Guido.

Was iſt die Stunde?

Sybilla.

Zehn Uhr hat's geſchlagen.

Guido.

Laßt alſogleich das Roß mir ſatteln!

Sybilla.

Sogleich, wenn's ſeyn muß.

(Ab.)

Guido.

Nun, fürchterlichſte Stunde meines Lebens!
Biſt du gekommen wie ein Geiſt der Nacht,
Und was unmöglich ſchien, tritt ſchauderhaft
Mir vor die Seele. Bleibt ein Zweifel übrig?
Sey ruhig, Herz! Zerſpreng mir nicht die Bruſt!
Erſt volle — volle Ueberzeugung, — dann —
Sidonia, ſollſt du eine Leiche ſchauen
Noch heut, — mich aber ihn! — Mein Pferd!

Sybilla

(kommt eilig).

Es iſt geſattelt.

Guido.

Gott befohlen!

(Ab.)

Sybilla.

Vergeßt die Herberg nicht zum Hirschgeweih!

(Die Gäste entfernen sich).

Der letzte Gast.

Gut Nacht! Es ist nicht sicher jetzt.

(Ab).

Sybilla allein.

Der Junker will mir nicht so ganz gefallen!
Es spukt ihm etwas in dem Kopf.
Soll's der Heppacher seyn? Muß ihm doch nachseh'n!

(Ab.)

Dritte Scene.

Helle Mondnacht. Gebirgsgegend. Auf einem weißen kahlen Fels liegt das Schloß Sonnenstein. Im Hintergrund ein Dorf.

Guido (kommt).

Hier liegst du, Sonnensteiner-Schloß,
Von aller Welt geschieden,
In tiefem Frieden!
Wie gute Geister wallen
Um dich des Mondes Silberstrahlen,
Doch aus dem düstern Schooß
Der frevelschwangern Nacht
Hebt auf des Meineids dunkeln Schwingen
Empor sich der Verrath.
Der Frevel, soll — darf er gelingen!
Verruchter! nein! Der Rächer naht
Der sünd'gen That.

(Er zieht das Schwert.)

Heraus, mein Schwert, aus deiner Scheide,
Ein blut'ges Opfer darzubringen,

Wo nicht, doch mit dem letzten Streiche
Zu ruh'n auf meiner Leiche!

(Er setzt sich auf eine Klippe unter einem Baume, dem Schlosse gegenüber.)

Du kalter, starrer Stein
Sollst Wartthurm mir und Ruhbett seyn!
Im Schooße schuldbefleckter Nacht
Sey Rache oder Opfer nun gebracht!
Sidonia! du konntest treulos seyn?
Muß dich der Himmel als Verbrech'rin sehn —
Wo mag hiernieden Tugend noch bestehn?
Stille! horch! Es ächzt das Thor;
Es schwebt eine Schattengestalt hervor.
Er ist's!

(Die Zugbrücke des Schlosses wird herabgelassen; ein Mann, in einem grauen Mantel gehüllt, tritt heraus und steigt den Felsenpfad herab. An einem Fenster zeigt sich Sidonia, und ruft: »Gute Nacht!«)

Guido.

Mein Todesruf; ja — gute Nacht und Grabesnacht!

Vierte Scene.

Guido. Unbekannter.

Unbekannter
(gegen das Schloßfenster).

Leb' wohl, du holder Stern der Lebensnacht!

(Er nähert sich der Klippe, auf welcher Guido sitzt.)

Guido
(aufspringend).

Weh dir! Zieh! Leben gilt's um Leben nun.
Die Rache trifft dich auf der Greuelthat;
Ihr folgt der Tod.

Unbekannter.

Ha, Meuchelmörder! theuer sollst du mir
Bezahlen jeden Tropfen Blut.

(Er zieht das Schwert.)

Guido.

Nicht Meuchelmörder bin ich, Rächer.

Unbekannter.

Gedungener Bandit des Bundes, falle!

(Sie kämpfen. Aus einem Gebüsche springt ein Vermummter hervor, fällt von rückwärts Guido's rechten Arm, und wirft ihn zu Boden.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Der Vermummte.

Vermummter.

Stoß ohne Gnad' den Meuchelmörder nieder!

Unbekannter.

Das magst du selbst nun thun! Ich tödte keinen
Wehrlosen.

Vermummter.

Es sey! Er hat den Tod verdient.

Unbekannter.

Nein! laß den armen Sünder leben!
Der höchste Richter richte über ihn!

Guido.

Geschändet hast du meine Ehre, mir
Geraubt das Glück der Liebe und des Lebens;
Nimm mir dieß Leben auch, das mir durch dich
Zur Last geworden und zur Schmach!

Vermummter.

Was hör' ich! Guido's Stimme! Edler Junker!
Was trieb Euch an zu so verruchter That?

Guido.

Wer bist du, Scheusal in dem Schooß der Nacht?

Vermummter.

Kennt Ihr den Spielmann nicht von Hart,
Der Euch den Todtentanz aufspielen wollte?

Guido.

Fluch dir, Betrieger!

Hans.

Hört! beruhigt Euch!
Ein böser Geist mag allerdings hier spuken,
Doch hoff' ich —

Guido

(sich an den Unbekannten wendend).

Guido von Ostenthal bin ich.
Ihr wisset meinen Namen nun,
Und mit dem Namen die Ursache auch,
Die mich zum Kampf mit Euch hierher geführt.
Eidoniens Herz war mein durch Lieb' und Schwur —
Als Diebe habt Ihr mir ein Herz geraubt,
Das rein und edel war, eh' Ihr's entweiht.
Wenn Ihr Gefühl für Recht und Ehre habt,
So gebt mir das entriss'ne Schwert zurück,
Und laßt uns kämpfen, wie es Männern ziemt!

Unbekannter.

Mein bleibe Euer Schwert! Das meinige
Bleib' Euch, zum Angedenken dieser Stunde!

(Er lüftet die Visiere.)

Als edler Jüngling seyd Ihr mir bekannt,
D'rum geb' ich Euch mein Wort, daß Lieb' und Ehre
Mir theuer sind. Glaubt, was mich hierher führt,
Ist rein und tadellos! Ihr seyd mir werth.

Auf Wiederſehn! Laſst uns in Frieden ſcheiden!
Ich bin Euch gut; nehmt dieſen Handſchlag d'rauf!
(Zu Hans.)
Bring ihn zu mir! Er ſoll willkommen ſeyn,
Wo Felſen milder ſind als Menſchenherzen.
(Ab. Guido ſteht in ſtummem Erſtaunen.)

Sechste Scene.

Guido und Hans.

Guido.

Ehrfurcht und Staunen feſſeln meine Glieder.
Welche Hoheit, welche Würde ſprach
Aus jedem Wort, in jeder Miene!
Kann Unrecht oder Falſchheit wohnen
In einem ſolchen Geiſt? Wer kann den Strahl
Der Sonne einen Augenblick verkennen?
Ich bin beſchämt! Vernichtet ſteh' ich hier,
Und glaube ihm, weil ich ihm glauben muß.
Sprich! wer iſt dieſer Mann? laß ſeinen Namen
Mich wiſſen!

Hans.

Wüßt ich ſeinen Namen auch,
So dürft' ich ihn nicht nennen. Nur ſo viel
Mögt Ihr erfahren vor der Hand:
Er iſt ein Mächtiger im Land, doch jetzt,
Vom Bund aus ſeinem Hab und Gut vertrieben,
Irrt er umher, geächtet und verbannt.

Guido.

Deßhalb erſchien ich ihm als Meuchelmörder!

Hans.

Mir ſelbſt.

Guido.

O wenn du wüßtest, wie —

Hans.

Spart Euch die Mühe des Erzählens!
Gar leicht enträthsl' ich die Geschichte mir.
Als ich der Herberg' Thür den Rücken kehrte,
Erfrechte die Verleumdung sich —, genug!
Und sang ein Grablied jungfräulicher Ehre,
Schon angestimmt, als ich im Weggeh'n war.

Guido.

Und wär' denn an der Sache gar nichts Wahres?

Hans.

O ja! Die Sache selbst ist wahr.
Der Ritter kommt um Mitternacht;
Das Fräulein führt ihn in die Herrenstube.

Guido.

So ist es wahr!

Hans.

Nun folgt der Unterschied.
Sie führt ihn in die Herrenstube, wo
Ihr Vater ihn empfängt und wohl bewirthet,
Bis er beim ersten Hahnenruf das Schloß
Verläßt.

Guido.

Und wie? Er, der Geächtete,
Er wagte jede Nacht um Speis' und Trank
Sein Leben? — Du willst mich betriegen!

Hans.

Ihr war't noch nicht geächtet, wisset nicht,
Wie sich's in unterird'schen Höhlen wohnt,
Wo Krot' und Uhu uns Gesellschaft leisten;
Ihr wißt nicht, wie ein warmer Bissen schmeckt,

Wenn man an Kräutern und an Wurzeln sich
Die Zähne wund genagt. Wollt Ihr Euch selbst
Mit Augen überzeugen, was das heißt,
Kommt flugs mit mir! Ich führe Euch zum Ritter;
Ihr werdet es dann wohl natürlich finden,
Daß man auch mit Gefahr des Lebens
Um Mitternacht nach Speise geht.

Guido.

Das ist es, was ich wünsche. So wird auch
Der letzte Zweifel von mir fliehn. Wann führst
Du mich zu ihm?

Hans.

Sogleich.

Guido.

Mein Herz zieht mich
Zu ihm, den Unglück nur noch größer macht.

Hans.

In wenigen Minuten sind wir dort.

(Beide ab.)

Siebente Scene.

Eine große hohe Tropfsteinhöhle mit weißen Felsenwänden, die sich oben wie zu einer Kuppel zusammenwölben. Im Hintergrunde brausendes Gewässer. Seitwärts im Vordergrunde zeigt sich ein Felsengang mit einer kleinen Kammer, worin eine an der Wand aufgestellte Lampe ein Binsenlager beleuchtet. Aus der Kammer tönt ein Gesang, welchen mehrere Echo's vielstimmig wiederholen. Nachdem der Gesang aufgehört hat, treten Guido und Hans auf, von oben über die Felsen herabsteigend.

Gesang.

Wo lebt hienieden
Der Mensch in Frieden?

Nur im Schooß der Nacht,
Wo ihn die Erde deckt,
Bis Gottes Ruf und Macht
Zum beſſern Daſeyn weckt!

Hans.

Bleibt ſtehn! Gefährlich iſt der ſteile Weg;
Leicht glitſcht der Fuß auf dem benetzten Stein,
Und Ihr ſtürzt ohne Rettung in die Tiefe.

(Er ſchlägt Feuer, und zündet zwei Kienfackeln an.)

Nehmt dieſe Fackel! folgt mir Schritt für Schritt!
Hier wohnt der arme Ritter ungeſtört,
Denn dieſe Höhle iſt ein Gegenſtand
Der allgemeinen Furcht. Der Aberglaube
Weiß viel zu ſagen von den böſen Geiſtern,
Die in des Abgrunds tiefem Nachtgrau'n hauſen.
Seht doch, wie herrlich man hier eingerichtet iſt!
Kienfackeln ſtecken in den Felſenritzen.
Die zünden wir jetzt an; da werdet Ihr
Wohl große Augen machen.

(Er zündet beim Herabſteigen an mehreren Stellen Kienfackeln an, bei deren Aufloderu das Tropfgeſtein, aus dem die Höhle gebildet iſt, plötzlich aufblitzt und im reichſten Farbenſpiele ſchimmert. Die Herabſteigenden haben indeß den Grund der Höhle erreicht.)

Guido.

Wie! Eine Höhle nennſt du dieſen Ort?
Er iſt ein unterirdiſcher Pallaſt,
Würdig des Herrlichen, der ihn bewohnt.
Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal empfängt
Die Gäſte; Alles ſchimmert rings umher
Wie Demant und Kriſtall. Es iſt das Reich
Der Farben und des Lichts, in das wir treten,
Ein Geiſterreich, geheimen Zaubers voll,
Und was ich ſehe, ſcheint ein Wunder mir.

Gesang
(wie vorher).

Soll diese Nacht
Die letzte seyn
Im irdischen Haus,
So lösch' ich stille aus
Wie dieser Lampe Schein,
Und rufe: Gute Nacht,
Weltherrlichkeit und Macht!

Guido.

Was hör' ich? Stimmen Mehrerer?

Haus.

Ihr täuschet Euch; es tönt nur Eine Stimme,
Die an den Felsen vielfach wiederhallt,
Und, angeschwellt vom Luftzug, sich verstärkt.
Es ist des edlen Ritters frommer Nachtgesang.

Guido.

Tief dringt dieß Lied mir in das Herz!

Achte Scene.

Der Ritter. Die Vorigen.

Ritter.

Seyd mir willkommen in der Unterwelt!
Brav, treuer Haus! Dank' für den lieben Gast!

Guido.

Verzeiht mir, daß ich dieß Asyl betrat!

Ritter.

Seyd mir gegrüßt in meinem Friedensreich! —
Warum seht Ihr mich voll Verwund'rung an?

Guido.

Ich war gefaßt, Gram, Schmerz und Menſchenhaß
In Euch zu ſehn, und finde — Ruh' und Heiterkeit.

Ritter.

Worüber ſoll ich klagen? Nützt der Gram?
Verbeſſert er etwas im Lauf der Welt?
Soll ich die Menſchen haſſen? nimmermehr!
Ich möchte ſie veredeln und beglücken.
Wer Böſes will und Böſes thut, mag trauern!
Wer nach dem Guten ſtrebt, muß heiter ſeyn.
Der Haß iſt Nacht, die Nacht des Menſchen Feind. —

Blickt doch umher! Iſt's hier nicht wunderſchön?
Wie Silber ſchimmern dieſe Felſenwände,
Und Säulen von Rubinen und Smaragden —
Sie ſtützen leuchtend des Pallaſtes Dom.
Bin ich nicht wohl verſeh'n mit Allem hier,
Was die Natur dem Menſchen geben mag?,
Wer wagt's, dieß Eigenthum mir zu entreißen?
Wer, zu zerſtören dieſe Felſenburg?
Kann Meineid, Falſchheit, Untreu' und Verrath
In dieſes Reich des Friedens dringen?
Der Hoffnung Lichter ſchimmern rings umher,
Und ringsum ſteht die felſenfeſte Treu';
Was etwa fehlt, bringt mir die Zeit gewiß.

Guido.

Wie! vom Geſchick verfolgt, und ſo verlaſſen —

Ritter.

Verlaſſen? ich? Glaubt das nicht, junger Freund!
Verlaſſen iſt nur, wer ſich ſelbſt verläßt.
(Zu Hans.)
Womit bewirthen wir den lieben Gaſt?

Wir haben Wasser, klarer als Kristall;
Doch, um aufs Wohl zu trinken, —

Hans.

Braucht man Wein.
Ich brachte einen Krug Uhlbacher mit.
(Er bringt Krug sammt Becher, und schenkt ein.)

Ritter.

Du wackrer Mundschenk! — (Er trinkt.) Lieber Gast!
Auf Eures alten Hauses neuen Glanz!
Es lebe wieder auf durch Euch!

Guido.

Auf frohe Wiederkehr in Euer Recht
Und Eigenthum! (Er trinkt.)

Ritter.

Das wolle Gott!

Hans.

Und unser Herzog Ulrich lebe hoch!

Guido.

Hoch, dreimal hoch! (Er trinkt.)
Trinkt Ihr nicht auf sein Wohl!
Ich will nicht hoffen, daß —

Ritter.

Er lebe hoch!

Guido.

Und kehre siegreich bald zurück
Auf seinen Thron und in sein Reich!

Ritter.

Seyd Ihr dem Herzog gar so gut? Ich dachte,
Ihr wär't dem Bund mit Leib und Seel ergeben.

Guido.

Ich war's, doch will ich offen Euch gestehn,
Sidonia öffnete die Augen mir;

Da ſah ich immer deutlicher
Des Bundes Habſucht und den ſchnöden Zweck,
Dem Herzog Thron und Land zu rauben. Als ich endlich
Erfuhr, mit welchem Edelſinn er's feſt
Verweigerte, das Leben und das Blut,
Das ihm die Treu'ſten ſeines Volks anboten,
Auf einer Schlacht gewagtes Spiel zu ſetzen,
Da ſah ich, er iſt größer als ſein Unglück,
Da zog mein volles Herz mich zu ihm hin.

Ritter.

Hätt' er noch Hunderte gehabt, wie Ihr,
Er wäre nie dem Feinde unterlegen.

Guido.

Nehmt meinen Handſchlag d'rauf: Erſcheint er wieder,
Sein Land und ſeinen Thron ſich zu erkämpfen,
Bin ich der Erſte, der ſich ihm zur Seite ſtellt.

Ritter.

So wahr ich dann an Eurer Seite ſteh'!

Hans.

Durch jene Felſenöffnung dämmert ſchon
Das erſte rothgeflammte Morgengrau.
Noch iſt die Gegend öd'; wird ſie belebt,
Kann unſer Weggeh'n Euch gefährlich werden.

Ritter.

's iſt hohe Zeit nun, daß wir ſcheiden!
Zieht nun nach Sonnenſtein, und grüßet mir
Den ehrenwerthen Ritter dieſer Burg!
Dem Greiſe werdet Ihr willkommen ſeyn,
Wenn Ihr als Freund des Herzogs ihm erſcheint.

(Hans öffnet die Pforte aus.)

Guido.

So lebt denn wohl!

Ritter.

Lebt wohl, Ihr Glücklichen!
Schön iſt mein unterirdiſcher Pallaſt,
Doch ſchöner iſt's dort auf der Oberwelt,
Wo euch das goldne Licht der Sonne grüßt,
Die friſche Frühluft und das Morgenlied
Der frohen Lerche euch willkommen heißt.
Zum Angedenken dieſer ſchönen Stunde nehmt
Den Ring von mir!

(Er zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn Guido'n.)

Guido.

Ein Jagdhorn und drei Hirſchgeweihe,
Das Wapen Würtembergs, auf dem Rubin?

Ritter.

Tragt ihn als Freund des Herzogs Ulerich,
Der einſtens Euch daran erkennen wird!
Auf Wiederſeh'n im Sonnenſteiner Schloß!
Lebt wohl!

Guido.

Und muß ich wirklich ſcheiden, ohne
Zu wiſſen, wer mein edler Freund?

Ritter.

Ein Ritter, der, jetzt namenlos unglücklich,
Sich bald durch Thaten namhaft machen wird.
Forſcht weder hier noch auf dem Schloſſe weiter!

(Er geht in die kleine Felſenkammer, aus welcher man den weiteren Nachtgeſang vernimmt.)

Guido

(ihm nachblickend).

Mit welcher Hoheit ſchreitet er dahin
In's enge Felſenkämmerlein, als wär's
Ein Prunkgemach! Die wärmſte Liebe zieht
Zu ihm mich hin, doch Ehrfurcht heißt mich weilen.

In wunderbarer Größ' erſcheint hier die Natur,
Und doch wie klein vor jener Majeſtät
Der Seele, die ſelbſt im Gewand des Unglücks
Den angebornen Glanz nicht bergen kann,
Dem Demant gleich, der ſelbſt im Staube glänzt!

(Beide ſehen die Augen aufwärts.)

Der Vorhang fällt.

Zweyter Akt.

Erste Scene.

Ein Gemach auf dem Schloſſe Sonnenſtein. Leo v. Sonnenſtein ſitzt an einem großen Tiſche.

Leo. Ein Knappe tritt ein.

Knappe.

Junker Guido v. Oſtenthal meldet Euch ſeinen Gruß und erbittet ſich den Einlaß in die Burg.

Leo

(ſtolz).

Kennt Einer meiner Leute ihn? —

(Der Knappe verneint ſchweigend.)

Wer bürgt für ſeine Ehrlichkeit?
Vielleicht Spion der Bündiſchen?
In dieſer Zeit voll Trug und Arg
Trau' ich nur dem Bekannten, dem Bewährten,
Und jeder Fremdling iſt für mich ein Feind.
Was ſucht er hier? Wer ſendet ihn?

Knappe.

Um ſich die Erlaubniß zum Eintritt zu erwerben, ſendet er dieſen Ring, der für ihn ſprechen möge.

Leo

(den Ring genau beſehend).

Wie kam er zu dem Ring? Die weite Erde
Vermöcht' ihn mir nicht beſſer zu empfehlen.

Er komme! — Nein! Führ' ihn in's Gastgemach!
Dort mag er harren meines Rufs.

(Knappe ab.)

Dieß ist des Herzogs Siegelring; gewiß!
Doch wie kam er in dieses Junkers Hand?
Hat er durch List sich das Vertrau'n des Herzogs
Erschlichen? Sollt' er etwa — Gott verhüt's!
Durch Raub und Mord dazu gekommen seyn?
Verräther — du entgehst mir nicht!
Sollst sterben unter tausendfacher Qual!
Doch wie? wenn dennoch — — Guido nennt er sich,
Guido von Ostenthal? — Nicht fremd klingt mir
Der Name; nannt' ihn nicht Sidonia?
Guido von Ostenthal! Er ist's! Derselbe!
Er dient im Bundesheere, sinnt Verrath.
Und doch! wenn er zum Herzog überging?
Die von der Linken sich zur Rechten wenden,
Eh man die Hand umkehrt, — ich hasse sie,
Mißtraue ewig dem Chamäleon,
Das nach Belieben alle Farben spielt;
Denn Leichtsinn oder schnöder Eigennutz
Ist die Triebfeder ihrer Handlungen;
Und diese frevelvolle Zeit
Heischt Argwohn mehr als je. He, Oswald!

(Der Knappe kommt.)

Der Junker bleibt Gefangener
In meiner Burg. Bewachet ihn genau!
Mit eurem Leben haftet ihr für ihn.
Nun lass' ihn kommen!

(Knappe ab.)

Bald kommt der Herzog; dann entscheidet sich's,
Ob dieser Junker ein Betrieger oder
Vielleicht auch ein Betrogner ist.

Zweite Scene.

Leo. Guido.

Guido.

Bin ich willkommen Euch?

Leo.

Das wird ſich zeigen.

Guido.

Wodurch kann ich mir Eure Gunſt erwerben?

Leo.

Durch Edelſinn und Wahrheit, Pflicht und Recht.
In mir lebt noch die alte Zeit.

Guido.

Genügt Euch nicht der mächtige Beweis
Des Siegelrings, der für mich ſpricht?

Leo.

Er ſelbſt gab Euch den Ring?

Guido.

Er ſelbſt.

Leo.

Wo?

Guido.

In der Tropfſteinhöhle.

Leo.

Wann?

Guido.

Heut Nacht.

Leo.

Ihr kennet ihn?

Guido.

Den Mann, doch ſeinen Namen nicht.
Er iſt unglücklich und ein edler Mann;
Er war des Herzogs Freund, — das g'nüget mir.

Leo.

Soll ich Euch seinen Namen nennen?

Guido.

Nein!
Denn ich versprach, den Namen nicht zu wissen,
Den er mich noch nicht wissen lassen will.
Da gab er mir den Handschlag und den Ring.

Leo

(lebhaft).

So recht! Willkommen nun!

Guido.

Noch heut soll ich den edlen Mann, geächtet,
Weil seinem Fürsten er in Lieb' und Treu'
Ergeben blieb, in Eurem Schlosse seh'n.

Leo.

Hat Er's gesagt, dann sollt Ihr's auch.
Seyd Ihr des Herzogs Freund?

Guido.

Nie sah ich ihn von Angesicht, allein
Sein Unglück und sein Edelmuth
Und seiner Feinde Unrecht machen mich
Mit Leib' und Seele zu dem Seinigen.
Ich sehne mich, für die gerechte Sache
Mein Schwert zu zieh'n, mit ihm für ihn zu kämpfen.

Leo.

Ihr habt ja in dem Bundesheer gedient?

Guido.

Ja, — ich trat aus.

Leo.

Geschah's aus reiner Absicht,
Dann seyd Ihr lobenswerth; doch wißt, nicht selten
Ist eine Absicht nicht so rein, als sie erscheint.

Guido.

Lob ernten will ich erst durch das,

Was ich zu thun entſchloſſen bin.
Mit Ungeduld ſeh ich dem Kampf entgegen.
Wann wird es Ernſt? Was meinet Ihr?

Leo.

Ihr facht mein Jugendfeuer in mir an.
Euch glich ich einſt; der Tag der Schlacht war mir
Ein Feſttag, den ich nicht erwarten konnte.
Kriegsehre iſt in meinem Stamm daheim.
(Nach einer Pauſe.)
Nun, — vor der Hand kommt Alles darauf an,
Ob Tübingen ſich hält.

Guido.

Wie iſt's beſetzt?

Leo.

Mit vierzig Rittern.

Guido.

Vierzig, vierzig Ritter!
Da muß es ja unüberwindlich ſeyn!

Leo.

Gewiß, wenn dieſe vierzig Ritter
Das thun, was Ritterpflicht gebietet; doch —
Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt.

Guido.

Wenn ſie ſich jetzt nur kurze Zeit noch halten,
So kommen wir im Eilmarſch zum Entſatz.

Leo

(für ſich).

Schon ſchweigt der Kopf, das Herz entzündet ſich.
Jetzt, Alter, fort, ſonſt läſſ't du dich berücken!
(Laut.)
Verzeiht, daß ich Euch nun verlaſſen muß!
Ein dringendes Geſchäft ruft mich.
Macht's Euch bequem! Ich komme bald zurück.

(Ab).

Gulde

(allein).

Und bringt mir gute Kunde mit!

(Er tritt an ein Fenster.)

Wo weilt Sidonia? — Nicht einmal fragen
Darf ich, Sidonia, um dich!
Wie lieblich ist die Gegend um das Schloß!
Wie scheint mir Alles ringsumher
So traulich, so bekannt! Die weißen Felsen,
Der Fichtenwälder Kranz in blauer Ferne,
Des Schlosses Lag' und Bau, und dieß Gemach,
Sie sind ganz so, wie ihr beredter Mund
In Tübingen sie mir beschrieben hat.
Mir ist, als kehrte ich nach manchem Jahr
Zurück in meiner Kindheit liebes Haus,
Und fände Sie als holde Jungfrau wieder,
Die ich als blühend schönes Kind verließ.
Aus diesem Fenster blickte Sie vielleicht,
Von Lieb' und Sehnsucht voll, oft in die Ferne —
Und in die Zukunft. Wie ist mir so wohl!
Mich däucht, ich stände am erstrebten Ziel, —
Und ach! ein Sturm reißt bald mich weit hinweg.

(Er bemerkt auf einem Tische einen Topf mit frischen Blumen.)

Hat Sie, ihr holden Blumen, auch gepflückt?
Als Hoffnungsbilder und als gute Geister
Erscheint ihr mir, der Liebe Glück verkündend!
Ach, ihr lieben Blumen zeigt
Mir Sidoniens mildes Wesen,
Selbst ihr holdes Angesicht
Stellet ihr symbolisch dar.
Blau, wie dieses Veilchen, ist
Ihrer Augen klarer Schein;
Weiß wie Lilien glänzt die Wange,

Und der Rose sanfte Glut
Leuchtet d'rauf wie Morgenroth;
Ihrer Lippen weiche Kissen
Gleichen, Purpurnelke, dir; — —
Pflückte, makelreine Lilie,
Dich der Holden Lilienhand?
Sogst du, Feuernelke, deinen
Purpur von der Lippen Glut?
Mußtest du erröthen, Rose,
Als du ihre Wangen sahst?
Floß aus ihrer Augen Schein
Himmelsbläue auf dich, Veilchen?

(Während der letztern Worte ist Sidonia in das Gemach getreten, und hat sich Guido'n unbemerkt so genähert, daß sie ihm endlich freudig horchend zur Seite steht.)

Dritte Scene.

Guido. Sidonia.

Sidonia.

Und alle diese Blumen sprechen:
Sey mir tausend Mal willkommen!

Guido.

O Sidonia! Diese Blumen
Waren Eure Stellvertreter.

Sidonia.

Mir der Liebe holde Bilder.
Nelke sprach des Herzens Glut,
Lilie seine Reinheit aus,
Veilchen die standhafte Treu'
Gestern schon erwartete
Ich Euch hier in dieser Burg.

Hielt ein böſer Zufall etwa
Euch zurück?

Guido.
(beſtürzt)
Ein böſer Zufall?

Sidonia.
Warum glühen Eure Wangen?
Weshalb meidet Ihr mein Auge?

Guido.
Weil Ihr ſprachet vom böſen Zufall.

Sidonia.
Wie Ihr mich erſchreckt! Ich zittre.

Guido.
Auf mir laſtet ſchwere Schuld;
Treffen muß mich Euer Zorn.

Sidonia.
Endet meines Herzens Angſt!

Guido.
Der Bethörte, der Verbrecher,
Darf er noch Verzeihung hoffen?

Sidonia.
Erſt will Eure Richterin
Offenes Geſtändniß hören.

Guido.
Ach! vergeh'n muß ich vor Scham!

Sidonia.
Jeder Augenblick des Zögerns
Muß erſchweren Eure Schuld,
Muß vermehren meine Qual.

Guido.
So vernehmt! Bethören ließ ich
In der nächſten Herberg mich

Von dem bösen Höllendämon —
Eifersucht.

Sidonia.

Wie deut' ich dieß?

Guido.

Schmählich sprach man da von Euch, —

Sidonia.

Und Ihr konntet glauben — —

Guido.

Wie um jede Mitternacht
Sich ein unbekannter Ritter —

Sidonia.

Und Ihr konntet —

Guido.

Zu Euch schleiche
Heimlich in die Burg, und Ihr —

Sidonia.

Guido! Und Ihr konntet glauben,
War's auch nur ein Augenblick —

Guido.

Daß Ihr Euern Schwur gebrochen,
Daß Ihr treulos mir geworden!

(Sidonia sinkt, das Angesicht verhüllend, auf einen Stuhl.)

Sidonia.

Himmel! muß ich dieß erleben!

Guido.

O seyd gütig! Laßt mich enden!
Mich zu überzeugen, eilt' ich
Noch vor Mitternacht zur Burg,
Harr'te, bis der Fremde wegging,
Zog das Schwert, und forderte
Ihn zum Kampfe, ward entwaffnet
Von dem Boten Eurer Liebe,

Und des Irrthums Nacht ward Tag,
Und der Ritter ward mein Freund;
Der Geächtete, er selbſt
Lud in ſeine Höhle mich.

Sidonia.

Kennt Ihr ihn?

Guido.

Nein; namenlos
Will der Ritter jetzt noch ſeyn,
Hier zuerſt ſich mir entdecken,
Dann, mit mir vereint, ſein Schwert
Ziehen für des Herzogs Sache.

Sidonia.

Seinetwegen darf ich Euch
Noch verzeihen, doch es blutet
Mir das Herz bei dem Gedanken:
Ach! mein Guido konnte glauben,
Daß Sidonia treulos ſey!

(Sie weint.)

Guido.

Jede dieſer Thränen fällt,
Glühend in die Seele mir!

Sidonia.

Keine Liebe ohne Glauben
An die Reinheit des Geliebten!
Wer ſo leicht im Zweifel wankt,
Der hat wahrlich nie geliebt!
Ehe mag der Diamant
In des Feuers Glut zerſtäuben,
Eh' des böſen Leumunds Hauch
Trüben kann das treue Herz.

Guido.

Der nur kennt nicht Eiferſucht,

Dessen Lieb' nicht glühend ist!
Flammt die Sonne brennend heiß,
Zeugt sie ein Gewitter wohl,
Doch die Wolken flieh'n, und schöner —

Sidonia.

Strahlen Erd' und Himmel wieder!

Guido.

Darum, sey ich auch Verbrecher,
Laßt der Liebe Sonnenglut,
Mutter böser Eifersucht,
Nun als segnendes Gestirn
An der Liebe Himmel leuchten,
Denn ein Herz, das innig liebt,
Kann den Fehler auch verzeih'n,
Der ein Uebermaß der Liebe!

Sidonia.

Und bleibt Ihr nun dem Herzog treu wie mir,
So werde Euch zweifacher Lohn zu Theil!

Guido.

Er ziehe bald als Sieger in sein Land!

(Leo und der Ritter treten unbemerkt ein.)

Vierte Scene.

Leo. Der Ritter. Guido und Sidonia.

Sidonia.

Und ach, in welches Land! so schön, so reich
An Segensfülle und an guten Menschen!

Ritter

(aufseufzend).

Jawohl!

Guido.

Glücklich, wer so ein Land sein nennen kann!

Ritter

(leise).

Glücklich fürwahr! (laut und freudig).

Willkommen! Gute Nacht!
Bei mir bedeutet dieser Gruß so viel,
Als bei den andern Menschen: »Guter Morgen!«

Guido.

Mög' Eures Schicksals dunkle Nacht sich bald
In einen hellen Freudentag verwandeln!

Ritter.

Mein Schicksal hängt von dem des Herzogs ab.
(Zu Leo.)
Wie steht's um Tübingen? Daran liegt viel.

Leo.

Die Hexe Fama will nichts Gutes melden.

Ritter

(heftig).

Was spricht das böse Ungethüm?

Leo.

Nichts Gutes von den Tübingern.

Ritter.

Was ist es? Zaudert nicht!

Leo.

Sie — unterhandeln mit dem Bund.

Ritter

(auffahrend).

Treibt sie der Böse?

Guido.

Recht! Wir wollen sie
Bald Mores lehren.

Leo.

Ruhig! Seht!
Da kommt der Bote, dessen wir
So sehnlich harren, Ritter Dippold
Von Stein; der bringt uns sich're Kunde.

Ritter

(leise zu Leo).

Was werd' ich hören! Stärke mich, o Himmel

Leo

(laut).

Mag nun auch kommen, was da wolle!
Ich bleibe fest und meiner Pflicht getreu;
Gott weiß es und mein Fürst und mein Gewissen.
Mehr als die drei Behörden kenn' ich nicht!

Fünfte Scene.

Dippold vom Stein. Die Vorigen.

Ritter.

Was kündet diese finstre Stirne an?

Dippold.

Die Botschaft, die ich bringe, ist nicht gut.
Macht Euch gefaßt!

Ritter.

Wie! meine Tübinger?

Dippold.

Sie sind Verräther!

Ritter.

Nein! es ist nicht möglich!

Leo.

Wie? Vierzig Rittern war die Stadt vertraut,
Und vierzig —

Dippold.

Brachen ihren Eid.

Ritter.

Und Tübingen?

Dippold.

Iſt über, Euer Land

Verloren, edler Herr!

Guido.

Gott! Er iſt's!

(Herzog Ulrich ſinkt auf einen Stuhl, und bedeckt ſein Geſicht mit beiden Händen. Tiefes Schweigen.)

Guido

(ſich dem Herzog mit einer Kniebeugung nähernd.)

Erlaubt, daß ich mein Knie Euch beuge,
Verehrend meine Huldigung Euch bringe,
Und was ich angelobt in jener Nacht,
Mit einem heil'gen Schwur bekräftige!
Verrath und Raubſucht haben Euern Thron
Geſtürzt, und Flammen loderen um das Land.
So weit, erhabner Herzog, iſt's gekommen!
Nun aber iſt das Aeußerſte geſchehn,
Und neu verjüngt, dem edlen Phönix gleich,
Erhebt Ihr Euch nun aus dem Flammengrab.
Bewundernd ſtehen Eure Zeitgenoſſen
Um Euch, und rufen neu belebt den Namen
Des Unerſchrockenen Euch jubelnd zu.

Herzog

(ſich mit Hoheit erhebend).

Mein junger Freund! Du ſprachſt das rechte Wort,
So wie es mir im Herzen wiederhallt.
In dieſem ſchmerzlichſüßen Augenblick,
Beraubt all meines Landes, meines Throns,
Fühl' ich mich glücklich, mächtig, reich und groß,

Und gebe euch mein heil'ges Fürstenwort:
Ich werde Jeden, so wie er's verdient,
Dankbar belohnen als sein Fürst und Freund. —
Nun, Dippold, rede weiter, und laß Alles
Mich wissen, auch das Schrecklichste,
Denn ich bin unverwundbar wie die Luft,
Dem Treuen mild wie Frühlingshauch,
Doch jedem Pflichtvergessenen ein Sturm,
Der Bäume aus den Wurzeln reißt
Und Felsen in den Abgrund stürzt!

Dippold.

Des Bundes Häupter haben eine Sitzung
Gehalten, Euch des Thrones feierlich
Entsetzt. Prinz Christoph, Euer edles Söhnlein,
Ward mit dem Schloß und Amt von Tübingen
Kärglich, und nur zum Bundesdienst, und unter
Des Bundes Vormundschaft, belehnt.
Das Uebrige beliebt den Bundeshäuptern
Zu theilen unter sich mit Räuberhand.

Herzog.

So ständ' ich denn am Sarge meines Reichs
Und säh geduldig und ohnmächtig zu,
Wie sie des Kindes Leiche mir mißhandeln?
Wie! halten sie den Thron für einen Stuhl,
Auf den sich Jeder nach Belieben setzt?
Fürst war ich, bin ich, bleib' ich, weil ich's bin!
Wer weigert mir den Eintritt in mein Haus?
Wer in mein Reich? Mein Reich, es ist mein Haus.
Wer darf dem Vater seine Kinder nehmen?
Ich will die Meinigen, mein Eigenthum;
Ich will mein Land, ich will mein Volk! —

Der Bauer will sein Feld, der Ritter seine Burg,
Der Bettler seine Hütte, — ich mein Reich!
Nach Mömpelgard eil' ich, und sammle dort
Die Treugebliebnen um mich her.
So ziehen wir entgegen unserm Feind!
So sey es! Sie für mich und ich für sie!

Leo.

Mein Gott! mein Fürst! euch bleib' ich ewig treu!

Guido.

Euch — Euch mit Herz und Arm bis in den Tod!

Dippold.

Euch sey mein letzter Tropfe Bluts geweiht!

Herzog.

So hegt denn festen Muth! Wir sind am Ziel,
Da, wo der Herzog ist mit seinen Treuen,
Da ist gut Würtemberg. O seht! schon blüht
Das schöne Tageslicht am Himmel auf.
Du, Morgenröthe, sey mein Purpurmantel,
Und jeder Sonnenstrahl verwandle sich
Für uns in einen guten Geist!

Leo.

Kein Augenblick ist jetzo zu verlieren.
Die Nacht vollende, was der Tag begann!
Ich sammle nun, was Waffen tragen kann.

(Ab.)

(Der Herzog tritt zwischen Guido und Eleonien, und faßt ihre Hände.)

Herzog.

Jetzt noch ein Wort mit euch! Der Ritter weiß
Um eure Liebe nicht; er könnte leicht
In diesem Augenblicke ein Geständniß
Mißdeuten, und mein Guido soll nicht betteln,
Und Ulrich nicht für euch als Herzog werben.

Den schönsten Preis des Lebens soll mein Freund
Sich selbst verdanken, sich allein;
Sein Ruhm muß sein Freiwerber seyn!
Nun auf! Gott, sey mit uns und unserm Land!
Gewähre mir mein Reich und dir — Sidoniens Hand!

(Alle ab.)

Sechste Scene.

Ein mit Waldgebirgen umgebenes Thal. Im Hintergrunde Lanzenknechte, gruppenweise beisammen liegend; in kleinen Entfernungen Wachposten; im Vordergrunde rechts ein großer Eichbaum, unter welchem Karten gespielt und getrunken wird. Der lange Peter, Mukerle, Löffler und Magdeburger gesellen sich zu diesen. Kostum der gemeinen Lanzenknechte: Enge lederne Koller mit Aermeln von Tuch, weite Pluderhosen, am Knie gebunden, Strümpfe von hellen Farben, Bundschuhe, theils Filzhüte, theils Federnbarette, theils Sturmhauben von Blech. Einige sind mit Schießgewehr bewaffnet, Andere mit Spießen und langen Partisanen. Die Anführer unterscheiden sich durch sehr lange breite Degen, über Schulter und Brust herabhängende rothe Binden, und Hahnenfedern auf den Hüten und Sturmhauben.

Der lange Peter, Mukerle, Löffler und Magdeburger. — Im Hintergrunde Musik.

Mukerle
(im Spiel).

Ich setz' den Schellen-Wenzel d'rauf.
Der Stich ist mein!

Löffler.

Du Sapperment, halt ein!
Ich komme mit dem Eichelkönig.

Magdeburger.

Der Teufelskerl betriegt!

Der Eichel-König liegt.
Spitzbub! ertrink im Wein!
(Er will dem Köſter einen Weinkrug an den Kopf werfen.)

Peter.
(ihn zurückhaltend).
Poß Element! halt ein!
Und macht mir nicht zu viel Rumor,
Sonſt komm' ich mit dem Stock hervor!

Siebente Scene.

Hans. Die Vorigen.

Hans
(eine Zither am Arm; umherſpähend).
Soll ich denn keinen von den Wichten kennen?
Der kleine Dicke dort, der eben geht, —
Iſt der nicht — ja, es iſt der Magdeburger. (Er winkt.)
Pſt! Landsmann!

Magdeburger
(kommt zu Hans).
Wie! Freund Hans? willkommen!
Was führt denn dich zu uns?

Hans.
Der Zufall und die Straße. —
Wie geht's dir, alter Zechkumpan?

Magdeburger.
Bald geht's, bald hinkt's; heut ſo und morgen ſo.

Hans.
Wer ſind denn dieſe Schellen-Wenzel da?
G'hörſt du dazu? wem dienen ſie?

Magdeburger.
Wir dienen dem, der uns am beſten zahlt.

Wir Herrenloſe ſpielen nun die Herr'n
Im Lande.

Hans.

Und wenn Euch Keiner zahlt, was thun alsdann
Die Herr'n im Land?

Magdeburger.

Wir machen uns
Dann ſelbſt bezahlt, nur mit dem Unterſchied,
Wir nehmen nichts, wo — nichts zu nehmen iſt.

Hans.

Hör', alter Spießgeſell! Ihr ſeyd
Ein luſtiges und luftiges Geſindel.

Magdeburger.

Richtig!
Des Glücks Stiefkinder und Glücksjäger auch.

Hans.

Wär' ich ein groſſer Herr, potz Blitz!
Ich nähme euch ſogleich in meinen Dienſt.

Magdeburger.

Und möcht'ſt mit uns die Welt erobern?
Du biſt ein feiner Kauz!

Hans.

Wer ſind denn Jene mit den rothen Binden?

Magdeburger.

Die Zwei dort ſind Hauptleute ſo wie ich,
Der lange Peter da iſt unſer Oberſter.

Hans.

Wer hat euch zu Hauptleuten hier gemacht?

Magdeburger.

Wir ſelbſt.

Hans.

Und den zum Oberſten?

Magdeburger.

Wer? Er ſich ſelbſt.

Hans.

Ganz recht; ſo geht's gleich auf.

Löffler.

Heda! was will denn der Spion bei uns?

Hans.

Ich bin ein Spielmann; reſpektirt die Kunſt!

Peter.

Zeigt euch als Leut', die einen Anſtand haben!
Die größten Herr'n ſind den Spielleuten hold.
Laßt ſtatt des Kartenſpiels das Zitherſpiel erklingen,
Und laßt uns ſtatt des Zanks ein Lied in Eintracht ſingen!

Alle.

Ja, ſingen!

Peter.

Spiel' ein Lied, das für uns paßt!

Hans.

Erlaubt, vorher die Kehle mir zu netzen!

(Er trinkt, und ſingt.)

Ohne Geld und Traubenſaft
Hat der Menſch nicht Luſt noch Kraft.
Fehlt's nicht an Geld und Wein,
So ſchlägt man tapfer drein.
D'rum lebe der Wein und die Luſt und das Geld!
Sie regieren den Mann, und der Mann die Welt.

(Die zwei letzten Verſe werden von Allen wiederholt.)

Ueber Alles weit unſre
Geht ein lieber guter Herr,
In deſſen Dienſt wir ſteh'n;
Er läßt uns wohl geſchehn'.
D'rum lebe der Herzog, ſein Wein und ſein Geld!
So iſt's eine Freude zu ſeyn auf der Welt.

(Wiederholung der letzten zwei Verſe.)

Alle.

Brave, Spielmann, brave!

Hans.

Nehmt mich als euern Spielmann auf,
So macht ihr keinen schlechten Kauf!

Peter.

Willst bei uns bleiben, Leiermann,
So soll's dir gehen wie uns selbst,
Das heißt: Heut so und morgen so!

Hans.

Ich bin's zufrieden. Topp! (Handschlag.)
Nun — mit Erlaubniß — darf man fragen,
Wohin und gegen wen wir jetzt
Zu Felde zieh'n?

Peter.

Nu — wie man's nimmt;
Wir zieh'n g'en Niemand und g'en alle Welt.

Hans.

Das heißt?

Peter.

Wir sind ein Körper ohne Haupt,
Und eine Büchsenkugel ohne Ziel.

Hans.

Das heißt?

Peter.

Das heißt? Zum Teufel! nu, das heißt,
Wir sind nun dienstlos, suchen einen Herrn.

Hans.

Hätt' Herzog Ulrich Leut' gehabt wie ihr,
Er säß' noch fest in seiner Residenz.

Magdeburger.

Ja, wahr ist's! Lanzenknechte fehlten ihm.

Hans.

Wär's ihr zu haben, ging's ihm jetzt noch gut.

Peter.

Die Bündler haben uns entlassen.
Zahlt mich der Herzog gut, so dien' ich ihm
So gut wie jedem Andern auch.

Mutenke.

Wer Geld schießt, für den schießen wir die Kugeln,
Und fließt uns Wein, so fließt auch unser Blut.

Hans.

Geld hat der Herzog; glaubt mir das auf's Wort!
Und wenn er wüßte, daß ihr ihm
Treu dienen wollt, — —

Peter.

Potz Element!
Ihr seyd mehr als ein Spießmann, etwa
Ein großer Herr, der sich verstellt?

Hans.

Verstellen kann ich mich, das läugn' ich nicht;
Und feind ist mir der Herzog keineswegs.

Peter.

So redet frei heraus, gestrenger Herr!

Magdeburger.

Staubwolken dort! Ein Reiter sprengt heran.

Peter.

Wer ist's?

Hans

(einen Baum erklettert).

Die Schärpe weiß und blau!
Der ist der Rechte, sag' ich euch; juchhe!

(Er steigt herab.)

Peter
(im Commandoton).

Gebt Acht! ſtellt euch!

(Alle ſtellen ſich.)

Achte Scene.

Guido in voller Rüſtung und die Vorigen.

Guido
(leiſe zu Hans).

Wie denken dieſe Leute hier?

Hans
(eben ſo).

Nach Wunſch.

Uffler.

Was murmeln die zuſammen?

Peter.

Curios!

Guido
(laut).

Sie glauben unſern Herzog fern und nichtig,
Er aber ſtürzt nun wie ein Adler aus der Luft
Auf ſie herab, und die Betäubten müſſen ſich
Ergeben, eh ſie ſich vom erſten Schreck
Erholen können; das iſt unſer Plan.
Eh ſie es denken, müſſen wir vor Stuttgart ſteh'n.
Dahin geht's jetzo; iſt die Hauptſtadt unſer,
Folgt ihr das ganze Land.

Hans
(leiſe).

Iſt Ulrich's Macht
Schon ſtark genug zu einem Feuerſtreich?

Guido
(ebenfo).

Stark oder ſchwach, das gilt uns jetzt gleichviel;
Der Geiſt muß wirken und des Willens Kraft.
Wie iſt die Stimmung jetzt in Würtemberg?

Hans
(laut).

Die Bauern und die Bürger ſehnen ſich
Nach ihrem edlen, angebornen Herrn.
(leiſe).
Die Ritterſchaft iſt etwas flau, und ſchwankt.

Guido
(ebenfo).

Wie ſteht's mit dieſen Lanzenknechten hier?

Hans.

Für Geld und Wein ſind ſie zu haben.

Guido.

So will ich gleich mit ihnen unterhandeln.

Hans.

Gut, wenn Ihr ſelbſt mit ihnen ſprecht;
Die Kerle bilden ſich was ein.

Valerio.

Was haben ſie ſo heimlich abzuthun?
Das iſt verdächtig.

Peter.

Und auch beſpectirlich!
Sie thun, als wären wir nicht auf der Welt.

Valerio.

So zeigt es ihnen! Rumpelt ſie recht an!

Peter.

Parbleu! das will ich; — hab — wir dürfen durch
Vorſichtigkeit auch nichts verderben.

Valerio.

So laßt mich hin! Will ſie curios anſchnarchen.

Peter.

Halt an! Ich bin der Oberste von euch,
Und will mich zeigen in Grandezza,
Daß ihnen Hör'n und Seh'n vergeht.

(Guido tritt ernst, doch mit Würde zu ihnen. Alle ziehen ehrerbietig die Hüte ab.)

Guido.

Gott grüß' Euch, wack'rer Oberst! tapf're Hauptleut'!
Das gute Glück, scheint's, führt uns hier zusammen,
Um wechselseit'ge Wünsche zu erfüllen.
Ich bin der Junker Guid' von Olenthal,
Und wer ihr seyd, — das weiß die ganze Welt.

(Verbeugungen und Verbeugungen.)

Hans
(für sich).

Das wird!

Peter.

Zu gnädig, edler Herr!

Guido.

Ulrich, der alte Herzog Würtembergk,
Naht sich in diesem Augenblick.
Ihm folgt, wer Pflicht und Treue kennt,
Sein Herzogthum, ihm frevelhaft entrissen,
Will er mit Gottes Hülf' auf's neu erkämpfen.

Peter.

D'ran thut er wohl.

Magdeburger.

Thät's eben so.

Guido.

Er lobte eure Kriegskunst, eure Tapferkeit,
Als ihr ihm feindlich gegenüber standet;
Und da ihr, wie ich höre, mit dem Bund
Zerfallen, eure eig'nen Herren vorstellt,
Wünscht er durch mich mit euch zu unterhandeln.

Seyd ihr geneigt, in seinen Dienst zu treten,
Verspricht er euch mit seinem Fürstenwort,
Bedingungen nach eurem Wunsch zu machen.

Peter.

Ein edler Herr! Er weiß die Treu zu schätzen.

Walde.

Nennt die Bedingungen!

(Peter spricht leise mit den Hauptleuten.)

Laßt hören!

Peter.

I nu — ich denk, es wär halt nicht zu viel,
Gäb' der Herr Herzog jedem Mann des Monats
Ein'n halben Thaler auf die Hand, dann mir,
Als Obersten, wie den Hauptleuten, einen
Goldgulden monatlich, nebst vier
Maß alten Wein für jeden Tag,
Den Andern eins Maß jung Gemüsigen.

Walde.

Es sey gewährt in Herzog Ulrich's Namen!
Hier meine Hand d'rauf und mein Ehrenwort!

(Er gibt dem Obersten die Hand darauf.)

Peter.

Hoch lebe Herzog Ulrich, unser Herr! —
Wir danken, edler Junker, euch
Den Kupferpfg nicht schuldig bleiben.
Der Herzog wird Euch loben, denn
Ein jeder der Gemeinen ist ein Held,
Und jeder Hauptmann Kaiserlicher Feldherr seyn.
Was mich betrifft, — Bescheidenheit
Geht dem Verdienst die Krone auf. —
Laßt alsogleich die Trommeln rühren!
Versammeln sollen die zwölf Fähnlein sich!

(Trommelwirbel. Die Obersten gehen ab.)

Hans.

Der Herzog kommt!

Guido.

Entgegen ihm!

(Ab.)

Peter.

Glücklicher Augenblick!
Tod, Mord und Blei, und alle Donnerwetter!
Stellt euch, und macht mir keine Schande!
Schwingt hoch die Fähnlein, senkt sie tief zur Erde!
Mord Element! Cospetto! Juchhe! Parbleu!
Ihr Trommler, rührt das Fell, und schlagt d'rauf los,
Daß euch das Trommelfell im Ohr zerspringt,
Schlagt los, als wär' der jüngste Tag erschienen!
Gebt Acht!

(Trommelwirbel auf allen Seiten; innen der Scene Trompetenschall.)

Neunte Scene.

Herzog Ulrich in voller Rüstung. Er trägt das württembergische Panier. Der Helm hat schwarze und rothe Federn. Ihm zur Linken Guido, hinter ihm Ritter und Gefolge; dann stellen sich die ersten Reihen der Kriegsscharen Ulrichs, welche auf der Seite des Anmarsches stehen bleiben.

Herzog

(zu Guido).

Was ich bisher mit eigner Hand getragen,
Ich übergeb' es nun der Eurigen,
Daß Ihr es schwingt, wo Sieg und Ehre winken!

(Er gibt ihm das Panier.)

Guido

(das Panier erhebend).

Ich schwing' es hoch für Fürst und Vaterland,
Und nur der Tod entreiß' es meiner Hand!

Herzog.

Willkommen, Kriegsgefährten alt und neu!

Alle.

Vivat Ulricus!

Herzog.

Sind dieß die Leute, die mir dienen wollen?
Sie seh'n nicht übel aus, sind gut bewaffnet.

Peter.

Und lauter Helden.

Herzog.

Wer bist du?

Peter.

Der lange Peter, stolz darauf,
Ihr Oberster zu heißen. Diese drei
Hab' ich mir zu Hauptleuten auserseh'n.

Herzog.

Wenn ihr's nicht übel nehmt, so möcht' ich selbst
Eu'r Oberst seyn. Tretet mir die Stelle ab?
Und zu Hauptleuten denk' ich meine Ritter
Zu machen. Nichts für ungut!

Peter.

Poh Blitz! Das wär' ja gegen unsern Pakt.
Wo blieb dann der Goldgulden Monats und
Die vier Maß Wein?

Herzog.

Liegt euch nur das am Herzen?
Der Gulden und der Wein — die bleiben euch;
Nur den **Befehl** müßt ihr mir überlassen.

Peter.

Hauptleute! ist es euch so recht?

Alle.

Recht!

Löffler.

Geld und Wein ist ja die Hauptsach'.

Herzog.

Wie steht's? Habt ihr Blei und Pulver?

Peter.

Auf achtzig Schuß für jeden Mann.
Wir haben's mitgeschleppt aus Tübingen;
Nun schießen wir es wiederum hinein.

Herzog.

Gott gebe, daß wir's ohne Schuß bekommen,
Und ohne einen Tropfen Blut!

(Zu den Rittern).

Nun theilt euch in die Scharen! Jeder führt
Vier Zähnlein an. — Ihr, Guido, haltet mir
Den Truchseß und sein Kriegsvolk fest im Aug,
Und folget ihm, wohin er auch sich wenden möge, Schritt für Schritt!
In meinem Schloß zu Stuttgart hoff' ich Euch
Den Ritterschlag und Eure Braut zu geben.
Nun fort, im Fluge fort!

(Ab mit dem Gefolge.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Zelt des Truchseß Waldburg.

Waldburg. Breitenstein.

Waldburg.

Wie steht es mit dem Herzog? lebt er noch?

Breitenstein.

Er lebt neu auf, und Viele sammeln sich,
Bereit, ihr Leben für ihn hinzugeben.

Waldburg.

Das wäre! nu, und wer denn? wer?

Breitenstein.

Vor allen Andern rüstet sich der Ritter
Von Sonnenstein.

Waldburg.

Mit dem eisgrauen Kopf?
Ist dieß die Macht, vor der ich zittern soll?

Breitenstein.

Viel Landvolk soll sich für den Herzog waffnen.

Waldburg.

Soll? nichts als soll! Ja, käm's auf's Sollen und
Auf's Wollen an, dann wäre Manches anders!

Breitenstein.

Vor Allen glüht und brennet Junker Guido
Von Ostenthal in heißer Kampfbegierde
Für Herzog Ulerich.

Waldburg.

Der Ueberläufer? —
Er soll den Lohn, der ihm gebührt, empfangen! —
He! Goar!

Zweite Scene.

Goar. Die Vorigen.

Waldburg.

Zu wissen mache deinen Kameraden:
Guido von Ostenthal, der Ueberläufer,
Verdient den Tod! Auf seinen Kopf
Setz' ich den Preis von fünfzig Gulden
Wer sie verdient, dem zahl' ich sie,
Je eher, desto lieber. Spudet euch!

Breitenstein.

Pfui! Meuchelmord? — Lebe wohl!

(Ab.)

Goar.

Wie gern kám' ich den Uebrigen zuvor!
O laßt's geheim! Ich bringe Euch den Kopf.

Waldburg.

Du kecker Bursche! du gefällst mir wohl.
Komm, daß ich dich mit der Instruction
Versehe — und mit Geld.

(Hubert tritt ein.)

Waldburg
(zu Goar).

Entferne dich, und warte bis ich rufe!

(Goar ab.)

Dritte Szene.

Hubert, Waldburg.

Waldburg.

Was bringst du?

Hubert.

Gute Nachricht.

Waldburg.

Nur geschwind!

Hubert.

Das Schloß des Sonnensteines steht in Flammen.

Waldburg.

Die Flammen wärmen mir das kalte Herz.

Hubert.

Wir überfielen's in der Nacht.

Waldburg.

Und fandet keine Gegenwehr?

Hubert.

Der Ritter war mit all den Seinigen
Dem Herzog Ulrich zu Hülf gezogen.

Waldburg.

Habt ihr auch Beut' gemacht? was ist sie?

Hubert.

An Geld und Geldeswerth ward nichts gefunden;
Die Feuerhitze trieb uns in den Keller;
Da zechten wir und schlugen jedem Faß
Den Boden aus; der Keller ward ein Meer,
Ein goldnes Meer voll Wohlgeruch.

Waldburg.

Und keine Beute? Geh' zum Henker!

Hubert.

Ganz leer ist's doch nicht abgelaufen.

Waldburg.

Ihr habt doch eine Beute?

Hubert.

Eine —

Lebendige! das Sonnensteiner Fräulein,
Die eine Sonn' ist und ein Edelstein
An Schönheit.

Waldburg.

Brave! die soll uns der Vater,
Um schweres Gold einlösen. Bring sie her!

(Hubert öffnet das Zelt, und entfernt sich, da Sidonia eintritt.)

Vierte Scene.

Sidonia. Waldburg.

Waldburg.

Bedaure herzlich, schönes Fräulein!
Ich bitte, wollet Euch nicht kränken!
Ihr seyd hier in den besten Händen.
Ihr kennt mich doch?

(Sidonia verneint schweigend.)

Nicht? Nu, so wisset denn,
Der Glücklichste, der Eure Schönheit jetzt
Bewundert, ist kein And'rer als Jörg Truchseß
Freiherr von Waldburg, schönen Damen hold.
Habt Ihr noch nie von mir gehört?

Sidonia.

Sehr viel!

Waldburg.

Zu meinem Lob und Ruhm?

Sidonia.

Wie man des Tigers Blutgier und
Des Höllengeistes Bosheit lobt.

Waldburg.

Verzeiht! Das Böse thut der Krieg, nicht ich.

Sidonia.

Im Krieg blüht Heldenmuth und Heldenthat;
Raubsucht und Mordlust aber führen nicht
Den Ehrennamen Krieg.

Waldburg.

Ihr seyd in meiner Macht; vergeßt das nicht!

Sidonia.

Vergesset nicht Euch selbst! vergesset nicht,
Wer vor Euch steht! vergeßt die Zukunft nicht,
In deren Schooß des Frevels Strafe reift!
Vergeßt nicht, daß die dunkle Stunde
Der Rache Euch ereilen wird!

Waldburg.

Ihr seyd ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Sidonia.

Die Tochter bin ich eines Sonnenstein;
Das reine Blut der edlen Ahnen fließt
In meinen Adern. Ehren müßt Ihr mich,
Soll Schmach Euch nicht vor aller Welt bedecken.

Waldburg.

Liegt Euch des eignen Hauses Wohl am Herzen,
Bewebet Euern Vater, daß er sich
Vom Herzog trenne.

Sidonia.

Nimmermehr!
Des Herzens Reinheit war seit grauer Zeit
Der Schmuck der Töchter unsers Hauses,

Und Kraft und Geist beseelte Sohn und Enkel.
Der Lorber ist in unserm Haus daheim,
Und keine Schlange wand sich je
Um unsers Stammes schönen Lebensbaum.
D'rum fort're ich, Herr Truchseß, daß Ihr mir
Und meinem Haus die schuld'ge Ehrfurcht zeigt.

Waldburg.

Und wenn ich Euch frei gäbe, würdet Ihr
Die Wohlthat mir mit Dankbarkeit vergelten?

Sidonia.

Da muß ich Euere Gefang'ne bleiben;
Denn unerschütterlich ist meine treue
Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland.
Die Nachwelt wird die Namen Sonnenstein
Und Ostenthal noch rühmend nennen,
Weil sie gekämpft für die gerechte Sache.

Waldburg.

Ich habe einen Preis auf Ostenthals
Gepriesnes Haupt gesetzt: das thut mir leid!
Er ist vielleicht der Glücklichste, —

Sidonia.

Er ist's,
In dessen Brust ich jede schöne Flamme
Noch höher anzufachen trachten werde
Im Kampf für meines Fürsten Thron und Reich.
Wer nicht mit Liebe hängt am Vaterland,
Kennt auch häusliche Liebe nicht,
Bleibt auch der Gattenliebe fremd!

(Trommelschläge ertönen).

Waldburg

(hinausrufend).

Was soll's?

Fünfte Scene.

Ein Reiter
(tritt auf).

Die letzte Schar der Lanzenknechte
Iſt eben eingetroffen.

(Ab.)

Waldburg.

So iſt mein Heer vollzählig. Jetzt nach Stuttgart,
Eh Ulrich Kraft gewinnt! Mit einem Schlag
Muß Alles nun zu Ende gehn;
Der neue Phönix ſtirbt im eignen Flammengrab.
Ihr, Fräulein, folget mir als meine Siegesgöttin!

Sidonia.

Am Ziele ſollt Ihr mich als Todesengel ſehn.

(Ab mit Waldburg.)

Sechste Scene.

Ein Platz in Stuttgart. Abenddämmerung. Im Hintergrunde Bürger, Rathsherren und Volk. Hunde unter ihnen. Im Vordergrunde Dietrich v. Kraft.

Kraft
(ziemlich gerüstet).

Welche Todesangſt muß ich hier ausſtehn. Unſeliger Ehrgeiz! Noch iſt mir in meinem Leben nichts ſo ſauer geworden, als die gefährliche Rolle, die ich als berühmter Doctor Calmus, der gar nicht exiſtirt, hier ſpielen ſoll, um die Stuttgarter aufs Neue für den ſchwäbiſchen Bund gegen ihren Herzog zu entflammen! — Deinetwegen, göttliche Bertha, bot ich Alles auf, um als dein baldiger

Gatte zu hohen Ehren zu gelangen, wollte fliegen, und vergaß, daß mir die Flügel fehlen. Wer weiß, ob ich dich lebendig oder mit heiler Haut wieder sehe! — Was kann ich aber nun thun? Gebe ich meine Rolle als falscher Doctor Calmus auf, so steinigen mich die Bündischgesinnten; spiel' ich sie fort, so spießen mich die Herzoglichen. O gränzenloses Elend! — Meine Calmus-Rede hab' ich zwar Wort für Wort einstudirt; aber — wenn die Todesangst mein Gedächtniß verwirrt, — was soll dann aus mir werden?

Hans
(für sich).

Der arme Schelm! er dauert mich. Dem Junker Guido zu Liebe will ich dich retten, wenn ich kann, weil dich nicht die Bosheit, sondern nur die dumme Eitelkeit und die verrückte Liebe zu diesem Narrenstreich verleitet haben.

Kraft.

Ich bin so matt, daß eine Mücke mich zu Boden werfen könnte.

Ein Rathsherr.

Wißt ihr was Neues? Der Herzog rückt heran, mit einer tüchtigen Schar.

Ein Bürger.

Geschwätz! Der Truchseß Waldburg ist es, nicht der Herzog.

Einer vom Volk.

Es war doch eine gute Zeit, da unser Ulerich auf dem Throne saß! Käm' er nur bald zurück!

Bürger.

Nun, Doctor Calmus, spudet Euch!
Jetzt ist der rechte Augenblick.

Thut Eure Pflicht, und haltet eine Rede
Voll Saft und Kraft! Mache den Stuttgartern
Begreiflich, daß sie an dem Bund
Festhalten müssen.

Rathsherr.

So zündet uns ein Lichtlein an!

Bürger.

Seyd bitter wie der Calmus, und vor allen
Recht grob! Das imponirt dem Volk.

Kraft
(für sich).

Nun, unglückselige Zunge! thu mir den letzten
Dienst! Und du, holde Bertha, leb' wohl!
(Er stellt sich mit einer Art von Desperation auf die nächste Bank vor einem Hause im Vordergrund, und deklamirt)
Ehrsame Bürger dieser Stadt,
Vernehmt, und höret meinen Rath,
Sonst ist's zu spat!
D'rum ruf' ich euch laut in die Ohren:
Habt ihr den Kopf verloren?
Wißt ihr nicht mehr, was ihr dem Bund geschworen?
Seyd ihr verrückt? wollt ihr den Eid nun brechen?
Das wird der Bund an euern Schädeln rächen,
Und ihr müßt obend'rein noch tüchtig blechen.
Eh' verliert die Sonne ihren Schein,
Eh' wird zu Wasser Bier und Wein,
Eh' werden stumme Fische schrey'n,
Eh' es geschehen wird und möglich seyn,
Daß Ulerich in diese Stadt zieht ein!
Er müßte nur ein Vogel seyn,
Sonst kommt er nimmermehr herein! —

Wollt ihr dem Herzog öffnen Thür und Thor?

Wer das thun will, ist selbst ein Thor,
Und hat von solcher Läng' ein Ohr.
Ulrich hat keine Leute, hat kein Geld,
Verschlossen bleibt ihm da die ganze Welt;
Und käm' er doch herein, zahlt ihr die Zeche,
Und hört dann täglich nichts als: »Bleche!«
Dann werdet ihr aufschrei'n aus Einem Mund:
»Nimm deine Schafe wieder auf, o Bund!«
Da öffnet dann der Bund die Mutterarme,
Nimmt euch beim Schopf, daß Gott erbarme.
D'rum nehmt Raison an, ihr Verstandesmohren!
Sonst ist das Waschen an Euch ganz verloren.
Ihr Blinden, schaut umher! schaut in die weite Welt!
Alljährlich kleidet sich auf's neu die arge Welt;
Es wechselt stets der Mond Gestalt und Schein;
Die alten Häuser stürzen ein;
Der heurige verdrängt den alten Wein;
Das Heiße muß erkalten,
Das Alte muß veralten,
Und Alles muß sich neu gestalten.

(Während der letzten Worte hat sich Hans dicht an die Bank gestellt.)

D'rum seyd gescheidt!
Verlaßt die alten Formen,
Erhebt euch zum Enormen,
Und haltet euch bereit,
Denn jetzt kommt eine neue Zeit,
Und mit dem alten Herzog ist's nun aus!
Er kommt in diese Stadt nicht mehr herein, —

(Hans hebt ihn plötzlich von der Bank, und trägt ihn fort.)

Hans.

Ihr aber aus der Stadt hinaus!

Kraft.

Zu Hilf! Er bringt mich um.

Hans.

Seyd unbesorgt!

(Allgemeines Gelächter. Alle eilen ihm nach.)

Siebente Scene.

Freie Gegend. Mondnacht. Zur Linken im Vordergrunde das Rothenbühler-Thor mit dem Stadtgraben. Die Brücke ist aufgezogen. Ein Theil der Lanzenknechte Ulrich's ist am Stadtgraben aufgestellt, die übrigen kampiren im Hintergrunde beim Wachfeuer. Im Vordergrunde, dem Stadtthore gegenüber, sitzt Herzog Ulrich auf einem großen Steine, in welchem das offene rothe Panier von Würtemberg steckt, vom Wachfeuer hell beleuchtet. Neben dem Herzoge stehen Leo v. Bonnenstein und Dippold vom Stein in einiger Entfernung.

Dippold.

Wie finster blickt der Herzog in die Nacht hinaus!
Nacht ist's in seiner Seele auch.

Leo.

Wie in der meinigen. In dieser Glut
Der Wachfeu'r seh' ich meine Burg in Flammen
Auflodern, und des Nachtwinds leises Stöhnen
Läßt mich das Aechzen meines Kindes hören,
In jener Schreckensnacht geraubt.
Geist der Zerstörung! laß mich Rache finden
An den verruchten Mauern dieser Stadt!

Dippold.

Ich fürchte, die Verrückten wagen Trotz,
Und frevelnde Bedingungen.
Weh ihnen, wenn sein Zorn erwacht!

Leo.

Wie lange noch, erlauchter Herr,
Darf ihre Frechheit Euch verhöhnen?
Sie sind nicht Eurer Gnade werth;
Nur Strafe kann sie bändigen.
O züchtigt sie nach strengem Recht!
Die Leitern steh'n zum Sturm bereit.

(Tiefe Stille. Eine Thurmuhr der Stadt schlägt die zwölfte Stunde.)

Herzog.

Die zwölfte Stunde schlägt; verlaufen ist die Frist.
Noch säumen sie? noch keine Antwort mir?
Liegt, mir zum Hohn, die Stadt in tiefem Schlaf?
Mein Schreckensruf aus allen Feuerschlünden
Soll sie erwecken! —
Noch fünf Minuten, dann — habt's, wie ihr wollt, —

Leo.

Und wie ihr es verdient!

Dippold.

Sie mögen sich wohl noch berathen.

Herzog.

Was haben sie noch zu berathen?
Hier steht ihr Fürst und ruft! die Thore auf,
Und huldigt eurem Herrn! — Noch Alles stumm?

Leo.

Mich dünkt, ich höre Schritte schallen.

Dippold.

Die Schlüssel klirren an dem Thor.
Es öffnet sich.

Herzog.

Gott sey gedankt!
Ich darf die Gnade walten lassen.

Achte Scene.

Das Stadtthor wird geöffnet, die Zugbrücke niedergelassen. Rathsherren und Bürger, an ihrer Spitze der Bürgermeister Georg v. Besserer, schreiten über die Brücke, und nähern sich dem Herzog. Auf dem Walle erscheinen Bürger mit Fahnen.

Herzog.

Kommt ihr, der Unterthanenpflicht gemäß,
Euch eurem angebornen Fürsten, eurem
Rechtmäß'gen Herrn zu unterwerfen?

Besserer.

Erlauchter Herzog! schenket Euern Dienern
Ein gnädiges Gehör, und zürnet nicht,
Wenn wir der Wahrheit Worte sprechen,
Und Euch, mein hoher Herr, Euch selbst
Zum Richter wählen, der entscheiden soll
Nach Recht und Billigkeit, ob wir
Euch öffnen dürfen, öffnen können
In unsrer harten Lage diese Stadt. —

Die Herzen sind Euch treu ergeben,
Allein der Zeiten unheilvoller Drang
Erlaubt nicht, uns zu zeigen, wie wir sind,
Und Eurem Willen, Eurem gerechten
Begehren jetzt schon unterthan zu seyn.
Wenn wir die Stadt Euch nun auch überliefern,
Wie lang' mag sie in Euren Händen bleiben?
Im Fluge wird ein Bundesheer erscheinen,
Wird sich auf's neu' der Stadt bemächtigen,
Wird uns brandschatzen, Geld erpressen,
Vielleicht auch plündern, sengen, brennen.
Und wollt Ihr dieß? könnt Ihr es wollen?
Wenn Ihr uns liebt, wenn unser Bestes Euch

Am Herzen liegt, ach, so erhöret unser Flehn!
Zu schwach ist Eure Macht, um sichern Schutz
Jetzt zu gewähren; darum, hoher Herr, seyd gnädig!
Zieht Eure Schar von dieser Stadt zurück,
Und wollt in Huld und Gnade harren,
Bis eine günstigere Zeit erscheint!

Herzog.

Ein Meisterstück von Falschheit ist die Rede!
Auf euren Lippen brüstet sich die Treue,
In eurem Herzen aber wuchert Gift,
Und schöne Worte sind das Kleid der schlechten That.
Seit wann verbirgt die Treue sich in Nacht,
Sie, die vor Gottes Angesicht,
Vor aller Welt sich zeigen soll,
Sie, die durch reine That mit ihrem Blut
Besiegeln soll, was recht und heilig ist?
Ist hier der Boden nicht, auf welchem ich
Als Leher aufwuchs, Euer Schutz und Stolz?
Bin ich nicht Eins mit euch, wie ihr mit mir?
Bin ich nicht euer angeborner Fürst?
Habt ihr nicht Treue mir gelobt,
Eh' noch ein Bund geschlossen war,
Der gegen mich zu Felde zog?
Und was verlangt ihr nun von mir?
Aufgeben soll ich, weil es euch beliebt,
Mein Recht, mein Eigenthum und meine Pflicht?
Soll werden meiner Feinde Spott?
Das ist's, was ihr von mir verlangt?
Nichts weiter? und dabei verharret ihr?

Besserer.

So hat nach reiflichem Erwägen
Der Rath mit tiefem Schmerz beschlossen,

Und uns zum traurigen Gegner erkoren,
Euch, hoher Herr! die Bitte vorzutragen,
Daß Ihr die treue Stadt nicht [illegible] wollt,
In diesem Augenblick die Pflicht —

Herzog.

Nichts mehr von Pflicht, nichts mehr von Treue,
Wo Treubruch, Meineid, Pflichtvergessenheit
Mit Frechheit gegen mich zu Felde ziehn!
Ihr wollt nicht Gnade; fühlt denn meinen
Gerechten Zorn, so wie ihr ihn verdient,
Und alles Unheil, das nun kommen mag,
Wozu ihr selbst mich zwingt, — es falle
Der Fluch der schlechten That auf euer Haupt!
Soll ich der Spott seyn meiner Zeitgenossen,
Ein Gegenstand des Mitleids für die Nachwelt? —
Ihr dreht den Mantel nach dem Wind,
Und meinet wohl, daß Pflicht und Treu'
Die Farben wechseln wie's Chamäleon?
Meint, daß ich heute Euer Herzog seyn —
Und morgen wieder nichts? —
So soll ich denn nun mit Gewalt mir nehmen,
Was Frevel der Abtrünnigen mir weigert?
Zermalmen soll ich euch und euren Trotz!
Wollt ihr den Eintritt in mein Haus mir wehren,
So stürze es in Schutt und Trümmern auf euch nieder!
(Er zieht das Panier aus dem Gurte, und hält es hoch empor.)
Hier, hier erblicket Würtembergs Panier
In eures Fürsten Hand! Ich schwing' es hoch;
Verderben flamme es auf euch herab!
Legt die Sturmleitern an die Mauern!
Die Lunden haltet! streckt die Piken vor!
Laßt die Trompeter die Fanfare blasen!
(Soldaten rücken mit Sturmleitern an die Stadt. Trompeter stellen sich vor das Stadtthor, und blasen zum Sturm.)

Aus meinen Augen ihr! kehrt unverletzt zurück!
Ruft alle Bürger! stellt euch auf die Mauern!
Schleudert herab Geschoss und Todeswaffen!
Sagt ihnen: An der Treuen Spitze rückt
Der Ulrich gegen die Treulosen an. —
Hier steht der Herzog, euer Fürst;
Macht seine Brust zu euerm Ziel! trefft gut!
Wo nicht, so sollt ihr euern Herrn
Den Ersten auf dem Walle sehn!

Besserer.

Erlauchter Herr! gebietet Eurem Zorn!
Bedenkt, daß unser freier Will' in Fesseln liegt,
Daß wohl die Mehrzahl Pflicht und Treue ehrt,
Daß aber auch nicht Wenige,
Von Furcht betäubt, getäuscht durch falsche Redner,
Den Gutgesinnten sich entgegen stemmen!
Wär's möglich, Herr, daß Ihr in Eurem Zorn
Zerstören wollt die Residenz,
In Schutt und Trümmer wandeln diese Stadt,
In welcher Ihr das Tageslicht erblickt,
Sie, deren Jauchzen über Eurer Wiege
Zum Himmel scholl, in deren Mauern Ihr
Die Huldigung der Eurigen empfingt,
In deren Raum der schönste Theil
Des hochbeglückten Lebens Euch verfloß?
Sie, die mit Euch getrau'rt, mit Euch gejauchzt,
Die Stütze Eures heil'gen Thrones und
Das Freuden-Denkmal Eurer Größe war, —
Sie wollt Ihr nun zum Brandmal Eures Zorns,
Zum Leichensteine machen, dessen Anblick
Euch selbst mit ew'gen Schmerz erfüllen würde?
Ach! habt Geduld mit dem verirrten Kind!

Sprecht nicht als Richter das Verdammungsurtheil
Auf diesem Ort, wo Ihr als Vater steht,
Und wendet ab von uns die Todeswolke!
So werdet Ihr durch Liebe — Liebe ernten
In tausendfacher Frucht, und segnen wird
Die Zukunft Euch, und uns durch Euch.
Erlauchter Fürst! woll't jetzt nur Vater seyn,
Zu retten Eure Kinder, Eure Stadt!

Herzog
(in tiefer Rührung).

Verirrte! Ich bin euer Vater —
Nicht euer Feind. Nur segnen sollt ihr mich,
Nicht vor mir zittern! — Unverletzt
Bleib' diese Stadt und jeder ihrer Bürger!
Ich übergebe sie nun eurem Schutz
Und mache euch zu meiner Garnison.
Mit diesen Kriegesscharen zieh' ich ab;
Geduld und Gnad' lass' ich euch angedeihn.
Nun kehret heim und — grüßet meine Kinder!

Besserer.

O nur des Landes Vater kann so fühlen,
So nur des angebornen Fürsten Herz,
Das uns ein Thron der Liebe ist!
Mag uns des Schicksals ganze Schwere treffen,
Mag uns des Bundes Grimm und Rache geißeln, —
Kein Opfer sey zu groß für Euch, o Fürst!
Euch gab uns Gott, Gott wird Euch uns erhalten,
Und jedem Feinde trotzen wir durch Euch!
(Besserer und die Abgeordneten beugen ihre Knie.)
Zieh ein, o Vater, in dein Haus
Und in die Mitte deiner Kinder,
Die Gott durch dich beschützen wird!
Zieh ein! wir bitten, wir beschwören dich,

Zieh ein in deine Stadt, mit dir der Segen
Der Lieb' und Treu'!

Herzog.

Durch Gottes Gnade euer Fürst,
Und euer Vater durch mein Herz,
Will ich den Thron der Liebe nur!
Seyd ohne Furcht! Wo Pflicht und Treue walten,
Da wird der Feinde List und Macht zu Staub.
Steht auf!

(Alle erheben sich.)

Ihr, meine Krieger, bleibet hier zurück!
Als Geist des Friedens tret' ich in die Stadt,
Und trage selbst das Reichspanier hinein,
Und bring' ihr selbst den ersten Segenswunsch.

(Zu den Kriegsscharen.)

Auf tausend Schritte ziehet euch zurück!
Dann machet Halt, und nehmet eine gute
Und sichere Stellung zwischen dieser Stadt
Und jedem Feind, der es versuchen will
Mit Obmacht oder List sich ihr zu nah'n!
Euch, Guido sey die Führung anvertraut!
Ihr bürgt mir für den pünktlichen Vollzug.
Nun halten wir, Freund Leo und Freund Dippold,
Wir drei allein, den herrlichen
Triumphzug in die Stadt!

(Die Abgeordneten ziehen, auf des Herzogs Wink, in die Stadt. Ihnen folgt der Herzog mit dem wurtembergischen Panier, hinter ihm Leo von Sonnenstein und Dippold. Auf der entgegen gesetzten Seite zieht das Kriegsvolk ab. Ein Bürger, als Wache erscheint auf dem Wall. Indem sie sich der Zugbrücke nähern, hört man ein näher kommendes Getümmel, mitunter den Ruf:)

»Hoch lebe unser Fürst!«

Neunte Scene.

Guido
(allein).

Des Fürſten Herz, der Liebe Thron, —
O ſüßer, ſchöner, reicher Lohn!
Er ſelbſt genügt ſich, tritt allein
Stolz in die Burg der Väter ein,
Und jubelnd und bewundernd knien
Die Kinder um den Vater hin.
Ich aber ſtehe hier allein
Wo weilt das Herz, der Liebe Thron?
Wird mir auch der erſehnte Lohn? —

Der dunkle Himmel hellt ſich auf;
Gerechtes Glück beginnt den Siegeslauf;
Nur mich umhüllt feindliche Macht,
Wo Allen eine neue Sonne lacht. —
Nein, Guido! klage nicht! verzweifle nicht!
Dir thut ein neues, weites Feld ſich auf,
Auf dem du mehr als Ruhm und Macht,
Auf dem du Sie erwerben ſollſt,
Und ohne Sie den Tod für's Vaterland!

Zehnte Scene.

Hans und Guido.

Hans.

Wer da? Freund oder Feind?

Guido

Willkommen, Hans!
Was führt dich her?

Hans.

Ich bringe wicht'ge Kunde.

Im Walde ſteht ein Trupp der Bündiſchen,
Der in die Stadt einrücken will,
Sobald der Tag beginnt.

Guido.

Wer führt ſie an?

Hans.

Mir ſcheint der Truchſeß Waldburg ſelbſt.

Guido.

Dem Himmel ſey's gedankt! Nun kommt
Die große Stunde der Entſcheidung,
Die Glück und Ehre, oder Tod mir bringt!
Such' Einlaß in die Stadt, und melde
Dem Herzog heimlich dieſe Kunde!
Ich eile jubelnd in den Kampf;
Sidonia ſey mein Feldgeſchrei!

(Er will fort.)

Hans

(ihn zurückhaltend).

Horcht! fremde Stimmen nähern ſich.
Ich bitte, weilet einen Augenblick!
Ich ahne hier Unheimliches.
Sie kommen näher. Stille! Stille!

Guido.

Laß uns verbergen in den Schatten,
Den jene hohe Mauer wirft!

(Sie gehen zurück.)

Eilfte Scene.

Waldburg. Sidonia. Breitenſtein, dem ein Lanzenknechte folgen. Im Hintergrunde Guido und Hans. Ein Bürger auf dem Wall.

Waldburg.

Wir ſind am Ziel, mein holdes Fräulein!

Die Thore Stuttgarts öffnen sich, um mir
In Sicherheit das Kleinod zu bewahren.
Seyd ruhig nun, und denkt, der Himmel wird —

Sidonia.

Euch strafen, wie ein Frevler es verdient.

Breitenstein.

Erlaubt mir nun ein freies Wort zu sprechen!
Ihr sagt: »Wir sind am Ziel!« — Das sag ich auch.
Ich habe Euch mein Ehrenwort gegeben,
Bis Stuttgart noch mit Euch zu ziehen.
Das ist erfüllt, und ich verlasse nun
Euch und das Bundesheer; ich bin ein Krieger,
Kein Räuber und kein Meuchelmörder.

Waldburg.

Ihr nehmt die Sache zu genau, wollt scheiden,
Was sich nicht von einander trennen läßt.
So zieht denn hin! Ihr kommt mir doch zurück.

Breitenstein.

Ja, ganz gewiß — um den rückständ'gen Sold.

Waldburg.

Euch edles Fräulein, will ich länger nicht
Dem Grauen der düstern Nacht preisgeben.
(Er ruft gegen den Wall.)
Holla! Schildwache! he!

Ein Bürger auf dem Wall.

Wer ruft? Was soll's?

Waldburg.

Das Stadtthor öffnet! Laßt mich ein!

Bürger.

Jetzt ist so später Nacht? Wo denkt Ihr hin?
Wer seyd Ihr denn? was wollt Ihr hier?

Waldburg.

Kennt Ihr den Truchseß Waldburg nicht?

Die Stimme, dächt' ich, wär' Euch wohl bekannt.
Schließt auf das Thor!

Bürger.

Es kann nicht seyn.

Waldburg.

Es muß seyn, sag' ich Euch.

Bürger.

Ihr kommt zu spät.

Waldburg.

Soll ich den Einlaß mir erzwingen?
Am nächsten Wald steh'n meine Scharen.

Bürger.

So harret denn! Ich will's dem Herzog melden.

Waldburg.

Dem Herzog? welchem Herzog?

Guido

(vortretend).

Dem Herzog Ulerich von Würtemberg!
Ergebt Euch! Ihr seyd Kriegsgefangener!

Waldburg.

Wollt Ihr etwa als Nachtgespenst mich schrecken?

Sidonia.

O Guido! Ihr mein Retter? Seyd willkommen!
Der Himmel sendet Euch zu meinem Schutz.

Guido.

Sidonia! Für Euch mein Leben!

Breitenstein.

Willkommen, wack'rer Junge!

Waldburg.

Auch mir willkommen! (Zu den Lanzenknechten.)
Nehmt ihn gefangen!

Hans

(indem er sich mit die Landsknechte stellt).

Wer sich nur rührt, dem schmettert diese Axt
Zu Boden. (Er hält die Partisane vorwärts.)

Guido.

Ergebt Euch!

Waldburg.

Macht Verzweiflung Euch zum Helden?

Guido.

Wohlan! so muß das Schwert entscheiden!

Waldburg.

Es sey! Zieht Breitenstein!

Breitenstein.

Zwei gegen Einen?
Pfui! wie könnt Ihr mir das zumuthen!

Waldburg.

Zu meinem Stellvertreter mach' ich Euch;
Dem Feldherrn ziemt ein Zweikampf nicht!

Breitenstein.

Noch weniger dem Freunde mit dem Freund.
Ich bleibe neutral; mehr kann ich nicht
Zu Eurem Besten thun.

Waldburg.

So falle denn, unreife Frucht!

(Sie kämpfen.)

Sidonia.

Guido! Ihr kämpft für Lieb' und Vaterland;
Zweifacher Lohn erwartet Euch! —
O, Himmel schütze Ihn! Erhör' mein Flehen!

(Guido schlägt dem Truchseß das Schwert aus der Hand. Auf dem Walle hört man: zu den Waffen!)

Breitenstein.

So recht! nun hat der Kampf ein Ende.

Waldburg.

Wir sind noch Beide unverwundet.
Habt Ihr den Muth, gebt mir das Schwert zurück!

Breitenstein.

Das geht nicht an; er ist der Sieger.

(Man hört einzelne Schüsse.)

Guido

(zu Breitenstein).

Euch übergeb' ich den Gefangenen;
Sidonien vertrau' ich Eurem Schutz;
Ich eile in den Siegeskampf.
Sidonia! auf frohes Wiedersehen.

(Ab.)

Sidonia.

Gott sey mit Euch!

Breitenstein.

Verlasset Euch auf mich!

(Man hört wieder Schüsse fallen.)

Hört Ihr den Feuergeist!

Waldburg.

In mir fühl ich das Höllenfeuer!
Und wolltet Ihr denn wirklich auf
Die Seite des Verräthers treten?

(Man hört das Stadtthor öffnen.)

Hans.

Der Herzog kommt.

Waldburg.

Du lügst!

Breitenstein.

Von welcher Seite?

Hans.

Blickt hin! das Stadtthor öffnet sich.

Waldburg

(den Lanzenknechten zurufend).

Schießt ihn zu Boden! Ich befehl's!

Hauk.

Rührt einer sich, ist er des Todes!

Waldburg.

Schießt! Ich befehl's.

Hauk.

(Ab vorsichtig.)

Schießt Ihr, so trefft ihr mich, nicht Ihn.

(Bürger mit Fackeln erscheinen auf dem Walle.)

Zwölfte Scene.

Herzog Ulrich. Leo v. Sonnenstein. Dippold. Bewaffnete Bürger und Fackelträger. Die Vorigen.

Herzog.

Die Feinde hier? willkomm'ne Gäste!
Sie treffen mich nun in der besten Laune;
Ich selbst trag ihnen meinen Gruß entgegen.

(Er erblickt Sidonien, den Truchseß und die Uebrigen.)

Wie! was soll dieß?

Breitenstein.

Als Guido's Stellvertreter
Bewache ich ein holdes Fräulein hier
Und einen hohen Kriegsgefangenen.

Sidonia.

Mein Vater!

Leo.

O mein theures Kind!
Wem dank' ich dich?

Sidonia.

Guido von Ostenthal ist mein Befreier.

Herzog.

Herr Truchseß! ohne Schwert?

Habt Ihr's im Kampf ſo ſchnell verloren?
Wer hat den Sieger ſo beſiegt?

Waldburg.

Die Hölle und das blinde Glück.

Herzog.

(Waldburg wird in die Stadt abgeführt.)

Euch überlaſſ ich ihn, ihr Bürger Stuttgarts!
Ihr, Ritter Dippold, folget mir zum Kampf,
Der ohne uns nicht enden ſoll!

(Indem er fortreiten will, kommt Guido.)

Wie? Guido hier? wo iſt der Feind?

Letzte Scene.

Guido. Die Vorigen.

Guido.

Er flieht im Schutz der Nacht, hielt nicht einmal
Den erſten Angriff aus. Die Nachricht,
Der Herzog ſey in Stuttgart eingezogen,
Fuhr Allen wie ein Geiſt des Schreckens in das Herz.
Der Name Ulerich zerſtäubte Sie,
So wie im Herbſt ein Sturm die dürren Blätter
Dahinjagt über Berg und Thal.

Herzog

(Guido'n umarmend).

Mein junger Freund!

Sidonia.

Mein edler Retter!

Leo.

Das lohn' Euch Gott! Ich kann es nicht.

Herzog.

Und doch kann auf der weiten Welt ihn Niemand

Als Ihr so [illegible]
Nachdem er strebt, [illegible]
Wollt Ihr's gewähren ihm [illegible]
Und ohne meine Fürbitt', [illegible]
Erst dann erhält er [illegible]

(Ulrich [illegible])

Ist das der Lohn, [illegible]

Guido.

Ein Lohn, dem kein Monarch gleich kommen kann.

Olivia.

Denn Lieb' und Treue lohnen sich ja selbst.

Herzog.

Dein Lohn, mein wackerer Hans, soll dir und deinen
Nachkommen stets ein Angedenken seyn,
Daß einst ein Herzog Ulrich [illegible]

(Zu Guido und Olivia.)

[illegible], wir wollen nun scheiden,
Da viel in unsrer Nähe stehen
Der Herzog Ulrich sein Weib,
Ihr Beide bei einander Euch.
Und schlügen mir auch tausend andere Herzen,
Ein Herz voll Liebe gilt für Tausende!
So schließen wir denn Alle heut aufs neue
Den schönsten Bund, den Bund der Lieb' und Treue!

(Guido und Olivia umarmen sich.)

Der Vorhang fällt.